2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 46



Oberschlesischer Landbote

Kattowitz, den 18. November 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kyßia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Mutti, das ist aber schön . . .

Wochenschau

„Hitler ist Deutschland"

Das ganze deutsche Volk bekennt sich zur Politik des Führers

Der 12. November hat sich für alle Zeiten in das Buch der Geschichte eingetragen. Er zeigte, daß das deutsche Volk seine Uneinigkeit überwunden hat, daß es sich geschlossen hinter die Politik Adolf Hitlers stellt, sein Wille ist der Wille des gesamten deutschen Volkes.

Vom frühen Morgen an drängten sich in allen Teilen des Reiches die Massen der Wahlberechtigten zur Wahlurne, um durch ihr „Ja" in der Volksabstimmung zu bekunden, daß sie die Außenpolitik Adolf Hitlers, besonders seine Erklärung über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund und von der Abrüstungskonferenz, bedingungslos billigen, und um in der Reichstagswahl der Regierung ein Parlament zur Verfügung zu stellen, das mit dem Willen des Führers eins ist. Die Wahlbeteiligung war außerordentlich groß, größer als jemals bisher in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus.

Zur Reichstagswahl

machten von den 45 197 969 Stimmberechtigten insgesamt 42 945 909, d. s. 95,2%, von ihrem Wahlrecht Gebrauch. Davon stimmten 39 626 647 für die NSDAP. Das sind 92,2% aller abgegebenen Stimmen. Ungültig sind 3 348 363 Stimmen.

Zur Volksabstimmung

gaben 43 439 046 aller Wahlberechtigten ihr Votum ab. Das ist eine Wahlbeteiligung von 96,3%. Davon stimmten mit „Ja" 40 588 804 gleich 95% aller abgegebenen Stimmen. 2 100 181 gaben einen „Nein"-Zettel ab (4,9%). Ungültig waren 750 061 abgegebene Zettel.

Dieser Sieg steht in der Geschichte aller Wahlen und Volksabstimmungen beispiellos da. Ungeheuer ist der Eindruck, den das Bekenntnis des ganzen deutschen Volkes in der Welt hervorgerufen hat. Die weitaus meisten Stimmen des Auslandes stimmen darin überein, daß an der Aufrichtigkeit der Worte des Volkskanzlers nicht gezweifelt werden dürfe. Voller Bewunderung wird die Disziplin, die Einmütigkeit und die religiöse Auffassung des deutschen Volkes betrachtet. Es fehlt nicht an Mahnungen besonders an die Adresse Frankreichs, das jetzt abrüsten müsse und den diplomatischen Angriff Deutschlands zu erwarten hätte. Deutschland habe sich vom Parteienstaat zum Einparteistaat bekannt. Deutschland sei nationalisiert.

Siegheil!

Das Volk huldigt Hitler

Unter dem überwältigenden Eindruck des Ergebnisses der Wahlen zum Reichstag und der Volksabstimmung hatten sich am Sonntag abend Tausende von Berlinern vor der Reichskanzlei angesammelt, die trotz des strömenden Regens unentwegt ausharrten, um ihren Führer zu sehen. Die Begeisterung kannte keine Grenzen, als schließlich der Volkskanzler an einem Fenster der Reichskanzlei erschien. Mit emporgestreckten Armen und entblößten Hauptes rief man ihm Sieg-Heil! donnernd und brausend immer wieder zu. Als dann der Kanzler vom Fenster zurücktrat, sang die Menge „Nun danket alle Gott". Alle, die diese Stunde miterlebt hatten, gingen tiefergriffen heimwärts.

Dr. Goebbels im Reichstagsbrandprozeß

Dimitroff als Funktionär der Komintern

Im weiteren Verlauf des Reichstagsbrandstifterprozesses wurde auch Reichsminister Dr. Goebbels als Zeuge vernommen. Dr. Goebbels schildert den ersten Eindruck in der Brandnacht, und vertritt ebenfalls die Ansicht, daß die Brandstiftung nur als kommunistischer Terrorakt anzusehen sei. Während seiner Aussagen befaßt sich der Reichsminister ausführlich mit der Person des Angeklagten Torgler, den er als einen stets gut maskierten Hauptführer der KPD. kennzeichnet:

Dr. Goebbels: Ich habe Torgler sehr aufmerksam jahrelang beobachtet, ohne daß ich je ein Wort mit ihm gewechselt hätte. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die Kommunistische Partei in drei Klassen einteilen muß. Es gibt den ehrlichen Arbeiter, der an den Kommunismus glaubt und überzeugt ist, daß er ihm ein besseres Leben geben könne. Wir haben uns immer bemüht, diese Menschen für uns zurückzugewinnen.

Es gibt eine zweite Klasse, das ist der Janhagel auf der Straße, den die Kommunistische Partei benutzt, um Verbrechen zu tarnen. Das sind die Menschen, die Attentate, Plünderungen und Ueberfälle immer unter der Flagge des Kommunismus vor sich gehen lassen, weil sie hoffen, vor Gericht als politische Angeklagte milde wegzukommen.

Es gibt ein dritte Klasse, das sind die sogenannten Intellektuellen, die sehr schlau verstehen, sich immer hinter den Fanatikern zu verkriechen, um dem Zugriff der Gerichte entzogen zu sein. Zu dieser Klasse rechne ich Torgler. Ich glaube nicht an seine Biedermännigkeit, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß er einer der gefährlichsten der kommunistischen Führer gewesen ist, daß Torgler die Maske des Biedermannes nur vorbindet, um dahinter seine kommunistisch-anarchistische Gesinnung zu verstecken. Die Ueberzeugung haben alle meine Beobachtungen im Reichstag bestätigt. Torgler war immer derjenige, der hinter seiner Fraktion stand, der niemals nach vorn zu gehen wagte. Aus vielen Unterredungen mit Parteigenossen, die Versammlungen Torglers besucht haben, weiß ich, daß er immer und immer wieder die Parole „Schlagt die Faschisten, wo Ihr sie trefft!" aussprach, daß er dort immer der größte Hetzer war und dann am nächsten Tage im Haushaltsausschuß und Reichstag den seriösen und konziliaten Biedermann spielte.

Die Verhandlungen der letzten Woche haben ferner so viel Material geliefert, daß Dimitroff als Funktionär der Kommunistischen Internationale entlarvt werden konnte.

Da die Zeugenvernehmung in Berlin ihrem Ende zugeht, soll der politische Komplex ab 20. November wieder in Leipzig verhandelt werden. Man erwartet den Urteilsspruch um den 10. Dezember.

3,74 Millionen Arbeitslose in Deutschland

Die Meldungen der Arbeitsämter in Deutschland ergeben für Ende Oktober eine Gesamtzahl von rund 3 746 000 Arbeitslosen. Erstmalig seit 1928 ist eine Abnahme der Arbeitslosenzahl auch im Laufe des Monats Oktober festzustellen. Einer Zunahme der Arbeitslosenzahl im Oktober der Jahre 1928 von plus 151 879, 1929: plus 233 543, 1930: plus 247 807, 1931: plus 268 497, 1932: plus 6423 steht eine Abnahme im Oktober 1933 um 102 828 gegenüber — ein deutliches Zeichen der Wirksamkeit der von der Reichsregierung ergriffenen Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

Standrecht über Oesterreich

Einführung der Todesstrafe

Bundeskanzler Dr. Dollfuß hat über das ganze Bundesgebiet Oesterreich das Standrecht verhängt, und zwar bezieht es sich auf die Verbrechen des Mordes, der Brandstiftung und der Gewalttätigkeit durch boshafte Beschädigung fremden Eigentums. Mit dem strafrechtlichen Verfahren für diese Fälle ist die Todesstrafe in Oesterreich eingeführt.

Die Verhängung des Standrechts über ganz Oesterreich ist eine sehr ernste Maßnahme; denn die alte österreichische Strafprozeßordnung, auf die man nun in dem Lande zurückkehrt, das die Todesstrafe aufgehoben hatte, setzt fest, daß in der Regel zwei Stunden nach der Verkündigung des Urteils des Standgerichts die Todesstrafe zu vollziehen ist. Das standrechtliche Verfahren gilt jetzt für Mord, Brandlegung, aber auch für öffentliche Gewalttätigkeit und boshafte Beschädigung fremden Eigentums.

Es wird also die Fortsetzung der zahlreichen mehr oder minder schweren Attentate mit der Todesstrafe bedroht, und zwar durch ein Gerichtsverfahren, das mit außerordentlicher Raschheit arbeitet. Spätestens drei Tage, nachdem der Beschuldigte vor Gericht gestellt wird, beginnt das Verfahren, das sich in der Regel darauf zu beschränken hat, die Tat zu beweisen. Wird der Angeklagte einstimmig für schuldig bekannt, so hat das Standgericht zugleich auch die Todesstrafe zu erklären.

Wenn ein Todesurteil wegen des Mangels der Einstimmigkeit der Richter nicht gefällt wird, wird der Beschuldigte an den ordentlichen Richter verwiesen. Gegen das Urteil des Standgerichts gibt es keinerlei Rechtsmittel und auch kein Gnadengesuch.

Die Unabhängigkeitsfeiern in Polen

Am 11. November fanden in ganz Polen Feierlichkeiten anläßlich der 15jährigen Unabhängigkeit der Republik statt. In Warschau wurde am Vorabend des 15. Jahrestages ein Denkmal für die gefallenen Soldaten der P. O. W. (polnische Militärorganisation) feierlich enthüllt. Den Enthüllungsfeierlichkeiten wohnten u. a. der Staatspräsident Moscicki, die Gattin des Marschalls Pilsudski, ferner der frühere Hauptkommandant der „P. O. W.", General Rydz-Smigly, Mitglieder der Regierung mit dem Ministerpräsidenten Jedrzejewicz an der Spitze, die Marschälle der gesetzgebenden Kammern, Unterstaatssekretäre, Abgeordnete und Senatoren sowie Vertreter der Generalität bei. General Rydz-Smigly hielt eine Ansprache, nachdem der Staatspräsident den Enthüllungsakt vollzogen hatte. Nach der Abfahrt des Staatspräsidenten fand ein Vorbeimarsch vor dem General Rydz-Smigly statt, worauf sich ein Umzug zum „Belvedere" bildete. Dort wurde dem Marschall Pilsudski eine Huldigung dargebracht.

Im Zusammenhang des 15. Jahrestages der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens wurden viele verdiente Persönlichkeiten mit Orden dekoriert.

Auch die nächste Kriegsschuldenrate wird nicht bezahlt

Wie verlautet, soll die polnische Regierung auch diesmal die auf den 15. Dezember fallende Kriegsschuldenrate an Amerika nicht entrichten. Die polnische Regierung hatte sich im Dezember v. Js. an die Regierung der Vereinigten Staaten mit der Bitte gewandt, den Termin für eine Schuldenkonferenz vorzuschlagen. Da diese Bitte unbeantwortet blieb, hat die polnische Regierung in diesem Jahre um eine Vertagung der Zahlungsfrist nicht nachgesucht. Wenn inzwischen eine Antwort Amerikas einlaufen sollte, dann will Polen die Möglichkeit einer Regelung dieser Angelegenheit im laufenden Haushaltsjahre erwägen.

Neuer Massenbauernprozeß in Aussicht

Nach aufrührerischen Vorfällen in den Göralengemeinden im Kreise Neu-Sandec sind etwa 200 Personen in den Anklagezustand versetzt worden. Der neue große Bauernprozeß wird im Januar stattfinden.

Tradition

Ein schönes Vorrecht des Bauerntums, das erhalten werden müßte

Anselm Kytzia, Chelm.

Der Ausdruck obiger Ueberschrift ist aus dem Religionsunterricht hinlänglich bekannt. Die göttlichen Wahrheiten sind zunächst in der Hl. Schrift niedergelegt. Neben dieser besteht noch die Tradition oder die mündliche Ueberlieferung, bei welcher die Glaubenswahrheiten nicht niedergeschrieben sind, sondern mündlich von einer Generation der anderen — nachfolgenden — überliefert werden. Bei der Tradition unserer Religion handelt es sich um das Wort, bei der des Bauerntums spielt neben dem Wort noch die Handlung, die Tat, eine große Rolle. Bekanntlich hat das Bauerntum als Beruf und Erwerbsstand die längste Geschichte hinter sich. Ehe die Stadt war mit ihrem Fortschritt, war der Bauer schon längst da. Ja, die Stadt hätte nie erstehen können, wenn die Bauern mit ihrer Kultur ihr nicht „Wegbereiter" gewesen wären, wenn sie vorher nicht aus Wäldern Ackerflächen bereitet hätten, wenn sie nicht Sümpfe entwässert, wenn sie nicht Wege und Brücken gebaut hätten. Die Geschichte des Bauerntums reicht bis in die Zeit hinein, in der der Boden noch mit der Hacke aus Stein gelockert und bearbeitet wurde. Der Bauer hat als erster Zucht und Sitte dort eingeführt, wo früher wilde Jäger und Fischer hausten. Leicht war es nicht, aus der Wildnis fruchtbaren Acker zu schaffen und ihn zu bearbeiten und Gebäude aufzurichten, wozu noch das brauchbare Gerät fehlte. Es kostete unsägliche Mühe und schweißtreibende Arbeit, bis er nach altem, heidnischem Brauch mit den heiligen drei Hölzern auf dem Steinherde die Feuerflamme erglühen ließ, bis er Besitz nahm von dem Boden, der in Kultur gebracht wurde; denn erst der Bauer schuf das, was wir Kultur nennen.

Der Weg zu diesem glücklichen Zustand war aber voll Dornen, Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten. Es gehörte dazu viel zähe Kraft und Ausdauer. Neben der Kraft des Leibes gehörten dazu auch geistige Fähigkeiten, und alle diese Umstände webten schon unter den primitiven, einfachen Menschen ein Band der Arbeit, der Ordnung, der Zucht und der Sitte, an dem sie Jahrtausende gelaufen und auch jetzt noch daran gebunden sind, welches wir kurz Tradition nennen.

In dem bäuerlichen Leben regelte sich einst ziemlich alles nach Herkunft, nach dieser Tradition. Sie wurzelte tief in den drei Quellen des Lebens: in der Religion, in der Familie und in der Arbeit. Das ganze Leben war vom Gottesglauben erfüllt. Der Bauer hatte einst — jetzt noch zum Teil — das Bewußtsein, daß er mit Gott zusammenarbeitet. Jede Arbeit auf seiner Scholle, ob mit dem Pflug oder der Sense, hat er mit dem Kreuzzeichen begonnen, desgleichen das Säen. Wenn er zum Hofe mit seinem Gespann hinausfuhr, so vergaß er nie vorher vor den Pferden mit der Peitsche das Kreuzzeichen auf dem Boden zu zeichnen. Die Giebel der bäuerlichen Gebäude waren gleichfalls mit Kreuzen geziert, dem Zeichen wahrer Frömmigkeit. Auch die vielen Feldkreuze und die Martel sind noch Ausdruck des festen Glaubens an Gott. Das Volk sprach viel von Gott, z. B., Gott schickte die Witterung, Glück oder Unglück. Alles war Gottes Schickung, nichts war Zufall. Man ging nicht aus der Stube, man kehrte nicht heim, ohne Weihwasser zu nehmen und sich zu bekreuzigen. Wenn ein Bauer z. B. auf dem Markte nach dem Besitz des Pferdes gefragt wurde, so gab er zur Antwort: „Nächst Gott gehört es mir!" Was auf dem Felde wuchs, war eine Gottesgabe, besonders das Brot. Beim Eintritt in einen Stall, beim Beschauen fremden Viehes, mußte man sagen: „Behüt's Gott!" Redete man von einem Verstorbenen, so setzte man stets bei: „Gott habe ihn selig!" oder „Tröst ihn Gott!" Jetzt sagt man: „Mein Beileid!" Man hörte auch Kernsprüche, wie: „Der alte Gott lebt noch; was Gott tut, das ist wohlgetan; an Gottes Segen ist alles gelegen; Gott läßt seiner nicht spotten." Wenn man alles so auf Gott bezieht, da ist wahre Religiosität. Und wenn die sogenannten Aufgeklärten sagen, das sei alles gedankenlose Gewohnheit gewesen, so ist zu sagen, es muß doch eine tiefe Frömmigkeit im Volk gewesen sein, sonst hätte das nicht zur Gewohnheit werden können.

In der Familie spielten die drei wichtigsten Ereignisse im menschlichen Leben — Geburt, Hochzeit und der Tod — die Hauptrolle. Es brauchte sich niemand den Kopf zu zerbrechen, was mit dem Badewasser des neugeborenen Kindes zu geschehen hat; denn das Herkommen, die Tradition, schrieb vor, daß damit ein junger Obstbaum anzugießen sei. Ueber ein Patengeschenk brauchte auch niemand nachzudenken, denn dafür war der Patenbrief vorgeschrieben, in welchem ein Geldgeschenk hineingelegt wurde, in der Vorkriegszeit mit Vorliebe ein Goldstück. (Diese Sitte haben sogar die Bürger der Städte übernommen.) Bei einer bäuerlichen Hochzeit gab es keine Zweifel und große Ueberlegungen über ihren Verlauf; denn Ausstattung der Brautleute, Auswahl und Ladung der Gäste, die kirchliche Trauung, das Mahl, regelte sich nach Herkommen, nach der Tradition. Besonders wohlwollend ist die bäuerliche Tradition gegen die Verstorbenen. Ihr ist es zu verdanken, daß in rein bäuerlichen Gegenden ein Todesfall in der Gemeinde sie zu einer Schicksalsgemeinschaft gestaltete, die um so ernster ist, wenn der Tod durch eine Tragik, durch einen Unglücksfall herbeigeführt wurde. Die bäuerliche Bevölkerung kennt keine Furcht vor dem Toten; deshalb wird die aufgebahrte Leiche gern besucht, um bei dem offenen Sarge für die arme Seele Gebete zu verrichten. Beliebt ist das Rosenkranzgebet, und es ist immer ein erhebender Anblick, wenn Bauern kniend in diesem Gebete um den Sarg verharren.

Bauerntum und wirtschaftliche Dinge hängen eng zusammen, und so lange die Dreifelderwirtschaft — erstes Jahr Winterbau, zweites Jahr Sommerfrucht, drittes Jahr Brache — dauerte, war alles im Bauerntum herkömmlich. Diese Dreifelderwirtschaft behauptete sich über ein Jahrtausend, und bei dieser Wirtschaftsweise war alles Tradition und die bäuerliche Betätigung war nach Väterweise geregelt, z. B. war die Zeit des Säens bestimmt nach kirchlichen Festen. Säe Hafer und Gerste nach Benedikti (21. März), säe Flachs nach Urbani (25. Mai), säe Roggen nach Egidi (1. Sept.). Diese Tradition hat sich bis heute noch erhalten; denn Roggen wird bei uns in Oberschlesien z. B. immer noch in der Quatemberwoche nach Kreuzerhöhung (14. September) gesät. Die Tradition hat den Bauern sogar das Essen teilweise vorgeschrieben. Denn es hieß: Iß Lammbraten Oculi (3. Fastensonntag), iß Gans Martini (11. November), und die Martinsgans ist heute noch nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt bekannt. Zwar werden in den Großstädten Junggänse — Tiere in den ersten Federn — gern gegessen; bei den Bauern kennt man aber ein solches Gericht nicht. Nur den Wein konnte der Bauer nach der Tradition das ganze Jahr hindurch trinken.

Durch die Einführung neuer Pflanzen im Ackerbau, wie der Kartoffeln, Futterpflanzen, Klee, Luzerne, wurde die Wirtschaftsweise neu geregelt. Die alten Scheunen und Geräte genügten nicht mehr, die Haus- und Eigenwirtschaft, bei welcher die Lebensmittel als Gottesgaben und nicht als Mittel zum Geldverdienen galten, hörte damit auf. Damit erlitt auch die Tradition eine starke Erschütterung, die durchaus notwendig war; denn die Zahl der Menschen wurde größer, und mit ihr wuchs auch die Zahl der vom Felde zehrenden Menschen, der Verbraucher. Deshalb war der Umschwung sehr am Platze, weil bei den Bauern auch die Geldausgaben — an Steuern, Wirtschaftsführung, Lebenshaltung u. dgl. wuchsen; sie mußten mehr verkaufen, um auch mehr kaufen zu können. Heute ist es damit noch viel ärger, die Bauern brauchen immer Geld, um sich behaupten zu können, sie müssen immer mehr herauswirtschaften und deshalb müssen sie den alten, traditionellen Wirtschaftsbetrieb aufgeben und müssen sich mit den neuen, einträglicheren Wirtschaftsmethoden mehr vertraut machen. Es heißt jetzt, eine Ernte im Jahre genügt dem Bauern nicht, er muß zusehen, daß er seinem Boden noch eine zweite abringt.

Die Amerikaner sind ein Volk ohne Tradition, und sie klagen selber darüber, indem sie sagen: „Wir Amerikaner haben die höchsten und kostbarst eingerichteten Häuser, die herrlichsten Hotels der Erde, die besten Eisenbahnen und Automobile, die üppigsten Modebäder und Kaufhäuser. Eure Vergangenheit haben wir aber nicht. Daher zieht es uns immer wieder aus der blanken Neuheit unseres üppigen Luxus in die Einfachheit eurer alten Dörfer mit den noch älteren Fürstenschlössern, wo jeder Mauerstein erzählt."

Auswahl guter Zuchtkälber

Die Kühe bringen auch dem kleinen Landwirt durch ihre Milchleistung den größten Nutzen. Eine gute Milchkuh aber ist schwer zu finden, und sie kostet immer viel Geld. Die besten und billigsten Kühe sind die, welche im eigenen Stalle gezüchtet werden. Die Bestimmung darüber, von welchen Kühen die Zuchtkälber genommen werden, muß von vornherein getroffen werden.

Dabei darf nicht die Milchmenge von den beiden ersten Melkjahren ausschlaggebend sein, sondern eine Kuh muß bis zu dem Alter, in welchem sie als ausgewachsen und vollendet entwickelt angesehen werden kann, beobachtet und auf ihre Milchleistung hin kontrolliert werden. Dieser Zeitpunkt ist erst mit der Vollendung des 5. Lebensjahres eingetreten. Diese Prüfungen dürfen sich nicht ausschließlich auf die Milchergiebigkeit erstrecken, sondern es müssen auch Körperbau sowie Gesundheit und Futterverwertung in Betracht gezogen werden. Manchmal geben kleine Kühe viel Milch; das sind Tiere, die das erstemal früh gekalbt haben, ihr Euter wurde früh gereizt, so daß es groß geworden ist. Eine solche Kuh bleibt schwächlich, leicht anfällig für Krankheiten und ist für eine Nachzucht meist nicht geeignet.

Um die Milchmengen einer Kuh ist man sich in den bäuerlichen Betrieben, in denen genaue Milchkontrollen nicht durchgeführt werden, meist nicht im klaren. Bei einer bloßen Abschätzung gibt es Täuschungen; denn die Kühe verhalten sich bei Milcherträgen verschieden. Es gibt Kühe, die nach dem Abkalben große Milchmengen liefern, aber nicht lange. Sie stehen dann lange Zeit trocken. Eine andere Kuh milcht dagegen das ganze Jahr hindurch, ohne durch große Milchmengen aufzufallen. Der Jahresertrag der letzteren wird daher ebenso hoch sein, vielleicht noch höher als bei der ersteren. Man erinnert sich immer daran, wie schnell sich der Eimer bei der ersten füllte, und sie bleibt die Siegerin, die zweite dagegen wird nur als Durchschnittstier betrachtet. Bei solchen Kühen können auch Veränderungen eintreten, denn bei der guten Milchkuh können die Leistungen zum Stillstand kommen, bei der anderen können sie in die Höhe gehen.

Zu der Milchmenge kommt aber noch der Fettgehalt derselben hinzu, der an den Buttererträgen der gewonnenen Milch ersichtlich ist, wenn er durch ein Messen nicht festgestellt wird.

Mit guter Milchergiebigkeit muß eine Kuh immer gute Körperformen verbinden. Sie darf nicht schmalbrüstig, nicht flachrippig und hinten spitz sein. Dagegen muß sich der Leib tonnenförmig wölben, weil dieser Zustand von kräftigen Verdauungsorganen zeugt. Das Euter muß sich vierkantig weit nach vorn erstrecken. Der Knochenbau darf weder zu leicht, noch zu grob sein. An einer solchen Kuh dürfen auch nicht die sogenannten Milchabzeichen fehlen; dazu gehören die feine Haut und die feinen Hörner. Auch muß das Tier die normale Größe haben. Erwünscht sind weder kleine, schmächtige Kühe, noch hochbeinige oder grobe Tiere, mit dem sogenannten Bullentyp. Normal gebaute Kühe sind immer gesund. Körperschwere, Widerstandsfähigkeit sind durchaus mit hoher Milchergiebigkeit verbunden. Voraussetzung dabei ist, daß die Tiere nicht zu früh genutzt werden, daß sie immer gut und richtig gefüttert werden und daß sie das Futter auch gut auswerten. Sind bei einer Kuh alle diese Bedingungen vorhanden, so kann sie als Stammkuh für eine gute Nachzucht verwendet werden.

Da aber das Zuchtkalb nicht allein von der Kuh abstammt, so muß auch der Zuchtbulle in Betracht gezogen werden. Und auf diesen wird trotz der eingeführten Zwangskörung in den bäuerlichen Betrieben viel zu wenig Gewicht gelegt. Man bevorzugt allermeist den billigen und nicht den guten Deckbullen. Aber es besteht zwischen ihnen ein großer Unterschied. Bei Milchviehschlägen sollen auch die Bullen gute Milchzeichen verraten; dennoch soll der männliche Charakter gewahrt sein. Ist nun in einer Gegend ein besonders guter Deckbulle vorhanden, so suche man von ihm möglichst viele Zuchtkälber aufzuziehen.

Die Abstammung allein reicht immer noch nicht zu der Auswahl eines Zuchtkalbes aus; vielmehr muß dieses selbst auch noch näher betrachtet werden. Es muß zunächst einen kräftigen, seiner Rasse entsprechenden Körperbau aufweisen. Früher spielte auch die Farbe dabei eine wichtige Rolle. In letzter Zeit kommt man davon aber ab. Im Durchschnitt wiegt ein Kalb der schwereren Rasse 40—45 Kilogramm; nur weibliche Kälber können ein geringeres Gewicht haben. Dagegen können Bullenkälber schwerer sein. Die Zuchtkälber müssen dann durch eine lange Zeit gutes und reichliches Futter bekommen, wobei sie aber nicht gemästet werden dürfen. Sie sollen wohlgenährt aussehen, müssen aber schlank bleiben. Ein junges Kalb darf vor allem keinen großen Bauch bekommen. Ist das aber der Fall, so liegt hier ein Versehen im Tränken oder im ersten festen Futter vor. Magen und Darmwände sind übermäßig geweitet, aber dabei erschlafft. Solche Tiere bleiben meist klein und werden schlechte Futterverwerter. a.

Erhöhung der Grundsteuer

Durch eine Verordnung vom 27. 10. 1933 — Dz. U. R. P. Nr. 84, Pos. 612 — ist ein 10prozentiger Zuschlag zur staatlichen Grundsteuer eingeführt worden. Die Erhöhung wird nur von der staatlichen Grundsteuer erhoben. Der neue Zuschlag ist zeitlich begrenzt; denn er wird von der zweiten Rate der staatlichen Grundsteuer für das Jahr 1933 und von der ersten Rate für das Jahr 1934 erhoben. Zur Zahlung dieses Zuschlages erfolgt keine besondere Aufforderung, sondern derselbe muß bis zum 15. November d. Js. gezahlt werden. a.

Die Scharrtätigkeit der Hühner im Winter

Sie hat einen großen Einfluß auf das Legen der Wintereier, und die Geflügelzüchter bewerten sie daher sehr hoch. Bei Schneefall besonders können die Hühner ihren Auslauf nicht betreten, und es fehlt ihnen die Bewegung, welche für das Legen sehr wichtig ist. Durch Herumstehen an den Wintertagen geht die Körperwärme der Hühner zurück, und das Legen wird eingestellt. Diesen Mangel an Bewegung soll die Scharrtätigkeit in der Stallstreu ausgleichen. Der Zweck wird leicht erreicht, wenn kleinkörniges Futter, wie Hirse, breitwürfig in die Streu verteilt wird, so daß die Hühner den ganzen Tag zum Scharren veranlaßt werden. Einseitig ist dieser Rat jedoch nicht aufzufassen, sonst erzielt man ein gegenteiliges Ergebnis, nämlich schlechte Legetätigkeit infolge mangelhafter Futteraufnahme. Das Suchen der Körner in der Spreu, auch wenn es Weizen- und Gerstenkörner sein sollten, ist mühsam und zeitraubend, das Futter kommt auch nicht so reichlich zutage, und ein Sattwerden dabei ist nicht möglich. Die Legetätigkeit im Winter stellt aber besonders an die Junghennen große Anforderungen, weil sie noch in der Entwicklung begriffen sind. Der Körperaufbau muß durch eine ausreichende Fütterung gefördert werden. Für die lange Nacht vor allem sind die Tiere nicht in der Lage, aus der Spreu das genügende Futter herauszusuchen. Zur Abendfütterung muß daher das Körnerfutter eine Stunde vor dem Aufsuchen der Schlafplätze in Krippen vorgesetzt werden, weil dann eine bequeme Sättigung in kurzer Zeit ermöglicht wird. a.

Futterwert im Stroh

Die Wintermonate sind sehr lang, und da heißt es mit den Futtervorräten haushalten, damit sie nicht vorzeitig erschöpft werden. Es ist sehr leicht, acht Monate nach der Ernte gut zu füttern, schwerer ist es aber, zwei Monate vor derselben noch einen genügenden Futtervorrat zu haben. Aus diesem Grunde muß auch das Stroh zu Futterzwecken ausgenutzt werden, um auf diese Weise andere, teure Futtermittel einzusparen. Als Rauhfutter wird es von den Rindern und auch Pferden gern angenommen. Sogar die Schweine suchen darin gern herum.

Die verschiedenen Stroharten enthalten auch verschiedene Futterwerte, über die besonders in den kleinen landwirtschaftlichen Betrieben Unklarheiten herrschen. Den höchsten Futterwert hat das Erbsenstroh, welches für Rinder am besten gehäckselt wird, weil es so sperrig ist. Nach ihm erfreut sich das Haferstroh eines guten Futterwertes und wird von Rindern und Pferden gern angenommen. Nicht minder wertvoll ist das Gerstenstroh, nur darf in diesem nicht die stark grannige Spreu eingepackt werden, die sowohl den Rindern als auch den Pferden schädlich werden kann. Einen guten Futterwert hat dann das Weizenstroh, aber nur gehäckselt, weil es sonst zu hart ist. Am schlechtesten ist das Roggenstroh, obwohl es meist dem Weizenstroh vorgezogen wird. a.

Kartoffelkraut

Wenn man es zufällig ausgebreitet auf einer Grasfläche liegen läßt, wird man die Beobachtung machen, daß sich noch längerer Zeit und nach reichlichen Niederschlägen darunter ein üppiger Graswuchs entwickelt. Das Kartoffelkraut hat hier eine gute Düngewirkung ausgeübt, und man kann diese am besten zur Düngung der Wiesen oder Kleefelder ausnützen. Zu diesem Zwecke kann nach der Kartoffelernte das Kräuterich dort hingefahren werden, es ist dann auszubreiten, damit daselbe durch die Herbst- und Winterniederschläge gut ausgelaugt wird. Besonders kleine Betriebe können auf diese Weise wenigstens kleine Wiesen- oder Kleeflächen billig düngen, wobei Ausgaben für Kunstdünger gespart werden können. a.

Kohlstrünke

Sie können auf dem abgeernteten Krautfelde recht lästig werden; denn sie verfaulen nur sehr langsam und kommen beim Rühren des Bodens immer wieder nach oben. In einem Kleinbetriebe zieht man sie am besten mit der Hand heraus, um sie nachher zu vergraben oder zu verbrennen. Im Feldgemüsebau wird man sie wegen der großen Masse mit dem Kultivator herausbringen, um sie nachträglich zu häufeln und abzufahren. Sie lassen sich noch als Futter für die Rinder verwenden, wenn man sie von den Wurzeln befreit und dieselben schnitzelt. Die abgeschnittenen Wurzeln müssen gleichfalls vernichtet werden. Diese Strünke sowohl auf dem Acker als auch auf dem Komposthaufen bilden eine Zuchtstätte für den Erreger der Kohlhernie — Kohlkropf —, der die Krautpflanzen befällt und sie vernichtet. Von diesem Schädling verseuchter Acker ist mindestens vier Jahre lang für eine Kohlplantage unbrauchbar. Trotz bester Düngung und Pflege fangen die befallenen Pflanzen im Sonnenlichte zu welken an, sie verkümmern langsam und trocknen zuletzt ein. a.

Eulen in der Scheuer

Im Volksglauben haben diese Tiere einen schlechten Leumund, weil sie für Ansager von Todesfällen gehalten werden. Obwohl sie gerade der Landwirtschaft durch die Vertilgung schädlicher Mäuse großen Nutzen bringen, werden sie immer noch stark verfolgt und getötet. Mit Vorliebe schlägt man den toten Vogel an das Scheunentor.

Eulen halten sich gern in einer Scheuer auf, und man sollte sie nicht vertreiben oder gar töten; denn sie vertilgen hier als auch in der Umgegend des Hofes viele Mäuse und manche anderen schädlichen Nager wie Ratten und Hamster. Das zeigt sich besonders im Herbst und zu Beginn des Winters, wenn die Mäuse von den Feldern in die Gebäude wandern. Sie kommen besonders in diesem Jahre in großen Mengen gezogen, um Unterschlupf zu suchen und unter dem wärmenden Stroh und bei einiger Temperaturerhöhung sich wiederum stark zu vermehren. Die Eulen suchen mit großem Eifer die Mäuse auch an Getreideschobern und Hackfruchtmieten auf, die auf freiem Felde stehen. Hier verursachen die Mäuse ebenfalls großen Schaden. Die Katzen gelangen meist nicht dahin und sollen sich auch die Ausflüge in die Felder nicht angewöhnen, weil sie dann ihre Jagdlust von den Mäusen auf das Jagdwild ablenken und sehr schädlich werden.

Wenn die Eulen manchmal Tauben schlagen, so handelt es sich nur um solche, die des Nachts draußen geblieben sind. Dagegen scheinen sie Tauben im Schlage nicht zu beunruhigen; denn man kennt Fälle, bei welchen Eulen und Tauben in einem Schlage gemeinsam gehaust und gebrütet haben. a.

Notierungen der Kattowitzer Getreidebörse

vom 8. 11. 1933. Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg Inlandsmarkt.

1. Roggen	15.50—16.50	zł
2. Weizen, einheitlich	23.00—24.00	,,
3. Sammelweizen	22.00—23.00	,,
4. Hafer, einheitlich	14.50—15.50	,,
5. Hafer, gesammelt	13.50—14.50	,,
6. Graupengerste	16.50—17.50	,,
7. Braugerste	19.00—20.00	,,
8. Weizenschale	9.50—10.00	,,
9. Roggenkleie	9.15— 9.50	,,
10. Eßkartoffeln	5.20— 5.60	,,

Viehpreise

Gezahlt wurden am 6. 11. 1933 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

A. Bullen.

1. Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	60—69	gr
2. Jüngere vollfleischige	56—59	,,
3. Mäßig ernährte jüngere und gut ernährte ältere	48—55	,,

B. Kalbinnen und Kühe.

1. Gemästete vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	75—85	,,
2. Gemästete vollfleischige Kühe	75—85	,,
3. Ältere, gemästete Kühe und weniger gemästete Kalbinnen	66—74	,,
4. Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	56—65	,,

C. Kälber.

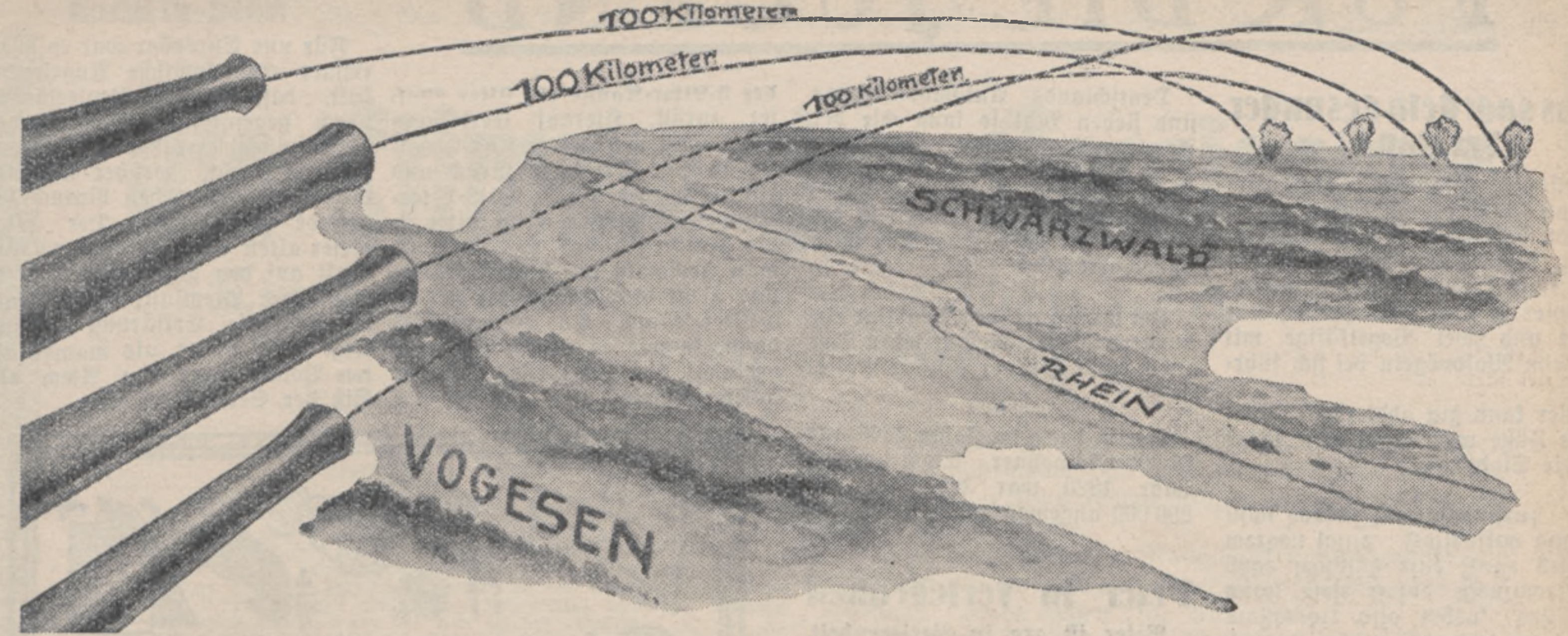
1. Die besten gemästeten	80—90	,,
2. Mittelmäßig gemästete	68—79	,,
3. Wenig gemästete	55—67	,,

D. Schweine.

1. Mastschweine über 150 kg	136—150	,,
2. Vollfleischige v. 120—150 kg	120—135	,,
3. Vollfleischige v. 100—120 kg	100—119	,,
4. Vollfleischige v. 80—100 kg	90— 99	,,

Auftrieb schwach, Markt belebt, starke Tendenz.

Militärischer Schutz bei den Andern

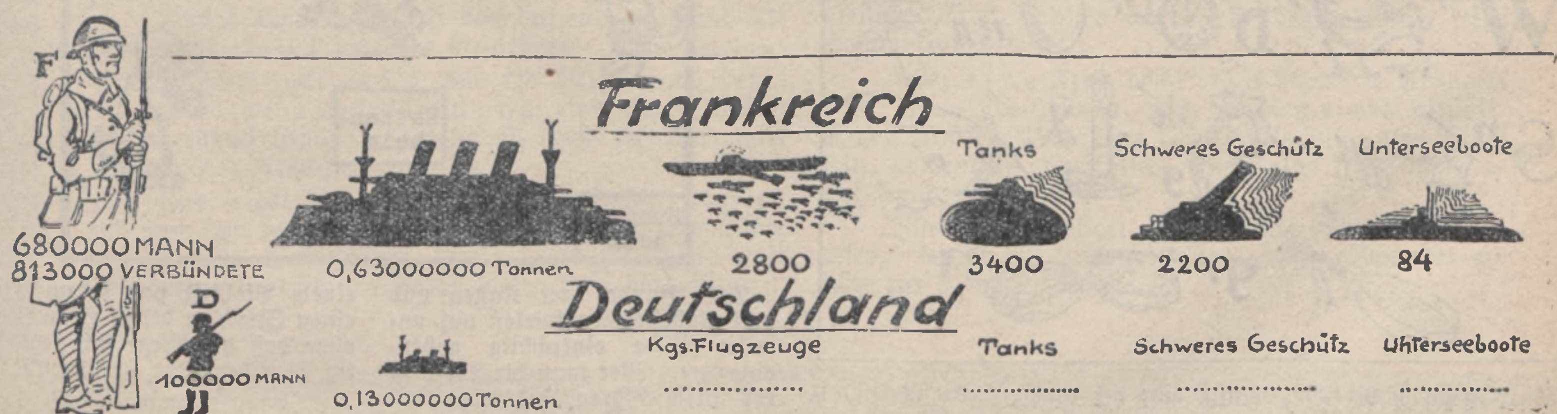


Frankreich und seine Vasallen gebärden sich so, als ob sie jederzeit einen deutschen Einfall befürchten würden und ihm schutzlos ausgeliefert wären. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß nicht nur Frankreich, sondern auch Polen und die Tschechoslowakei bis auf die Zähne bewaffnet sind, während Deutschland nicht einmal in der Lage wäre, sich gegen einen kleinen, unbedeutenden Gegner zu verteidigen. Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß Frankreich allein mehr Geschütze besitzt als Deutschland Maschinengewehre und mehr Maschinengewehre als Deutschland Gewehre. Die französische Heeresmacht ist einschließlich der farbigen Truppen achtmal so groß wie das kleine deutsche Heer. Da Frankreich ein Volksheer besitzt, ist es in der Lage, in wenigen Tagen eine Millionenarmee auf die Füße zu bringen. Frankreichs Armee ist jederzeit marschbereit. In kürzester Zeit kann eine Reservearmee von 4,2 Millionen mobilisiert werden. Die französische Armee ist in den letzten Jahren vollständig umgebildet worden und heute die bestorganisierte und bestbewaffnete Armee der Welt. Ein Festungsgürtel modernster Art schützt das französische Hinterland gegen jeden Einmarsch fremder Truppen. Längs der französischen Ostküste ist neben den Riesenfestungen eine Schützengrabenlinie aus Beton gebaut, in der die modernsten Unterstände, Maschinengewehrnester usw. errichtet worden sind. Die deutsche Rheinebene kann durch diese Waffenmacht in kürzester Zeit restlos verwüstet werden. Dazu kommt, daß die französische Luftrüstung über eine große Anzahl von Kampf-Beobachtungs- und Bombenflugzeugen verfügt, während Deutschland nicht ein einziges Kampfflugzeug besitzt und auch sonst kein Mittel hat, um einen Luftangriff auf die deutsche Bevölkerung und die Industrieanlagen abzuwehren. Jeder Mensch weiß, daß die deutschen Sportflugzeuge für eine Kampfhandlung und zur Abwehr französischer Bombenangriffe überhaupt nicht in Frage kommen. Das deutsche Heer ist nicht nur achtmal so klein wie das französische, es verfügt auch über keine modernen Angriffswaffen. Die Behauptung, daß die S.A. und S.S. militärische Wehrverbände sind, ist schon längst als völlig unsinnig widerlegt worden, wird aber von unseren ehemaligen Gegnern immer wieder erhoben. Jeder, der Gelegenheit hat, die Verhältnisse in Deutschland aus eigener Erfahrung kennenzulernen, weiß, daß weder die S.A. noch die S.S. über Waffen verfügt und auch militärisch in keiner Weise vorgebildet ist.

Wenn man bedenkt, daß Frankreich und seine Vasallen etwa 4000 Flugzeuge für den Kriegsfall zur Verfügung haben, wird die ungeheure Gefahrenlage weiter deutscher Gebiete mit besonderer Kraßheit erkennbar. Wenn die Franzosen und die Tschechen zu gleicher Zeit marschieren, ist Süddeutschland von Norddeutschland in wenigen Tagen abgeschnitten. Berlin liegt nicht weit von der polnischen und tschechischen Grenze entfernt, und die wichtigsten Industriegebiete Deutschlands, im Rheinland, in Westfalen und in Sachsen sind so gelegen, daß sie in kürzester Frist von unseren Gegnern besetzt werden könnten.

In Frankreich sind beispielsweise 13 Infanteriedivisionen in 3 bis 4 Tagen marschbereit, 20 Reservedivisionen in 6 bis 8 Tagen und weitere 20 Reserveinfanteriedivisionen in 3 Wochen. Da es Deutschland nach dem Versailler Vertrag verboten ist, irgendwelche Mobilmachungsvorbereitungen zu treffen, könnte Deutschland dem Millionenheer Frankreichs nur die in der Bewaffnung beschränkte und zahlenmäßig um ein Vierfaches unterlegene Reichswehr entgegenstellen. Eine der furchtbarsten Waffen neben den Kampfflugzeugen sind die Tanks und die Panzerwagen, die so konstruiert sind, daß sie eine ungeheure Geschwindigkeit erreichen und alles zermalmen, was sich ihnen in den Weg stellt. Deutschland besitzt nicht einen einzigen Tank und ist auch auf diesem Gebiete der französischen Uebermacht wehrlos ausgeliefert. Dazu kommt, daß Frankreich eine ungeheuer große Kolonialarmee besitzt, die in Afrika stationiert ist und in wenigen Stunden nach Europa gebracht werden kann. Deutschland besitzt weder Kolonien noch Kolonialtruppen.

Diese Zahlen sprechen eine Sprache, die von keiner noch so glühenden und überzeugenden Verteidigungsrede erreicht werden kann. Sie beweisen mit aller Klarheit, daß Deutschland vollständig vernichtet werden könnte, ohne die Möglichkeit zu haben, sich erfolgreich zur Wehr zu setzen. Tatsache ist, daß die gesamte Welt für das französische „Sicherheitsbedürfnis" das größte Verständnis hat, während man dem deutschen Volk, das erwiesenermaßen hundertprozentig wehrlos ist, kriegerische Absichten unterschiebt. Nur wer mit Blindheit geschlagen ist oder aus bewußten Haßgefühlen heraus handelt, kann ernstlich glauben, daß dieses entwaffnete Deutschland für Frankreich und seine Vasallen auch nur die kleinste Gefahr bedeutet. Genau so aber muß jeder, der noch einen Funken von Gerechtigkeitsgefühl und Moral besitzt, unsere Ueberzeugung teilen, daß Frankreich mit seinen dem modernsten Stande der Wissenschaft entsprechenden ungeheuerlichen Rüstungen den Weltfrieden auf das schwerste bedroht.



FÜR DIE JUGEND

Was sagt dein gesunder Verstand?

Kürzlich befand sich ein alter Mann auf dem Wege in die Stadt. Wie er durch das Stadttor ging, kamen ihm zwei Zigeuner und fünf Zigeunerinnen entgegen, die vier Pferde, zwei Hunde, eine Ente und zwei Vogelkäfige mit siebzehn Waldvögeln bei sich führten.

Wer kann gut addieren? Wieviele Füße waren auf dem Wege in die Stadt?

Auflösung: Hier gibt es überhaupt nichts zu addieren, denn auf dem Wege in die Stadt befanden sich nur zwei Füße, nämlich die des alten Mannes. Alle übrigen Füße gingen aus der Stadt heraus. Dein gesunder Verstand mußte dir also sagen, daß dir durch diese kleine Denksportaufgabe lediglich eine Falle gestellt werden sollte. Hoffentlich bist du nicht darauf hereingefallen!

Was mancher nicht weiß

Deutschland hat etwa zwölf Millionen unverheiratete Frauen.

•

Das Nashorn war in der Steinzeitepoche beinahe noch überall in der Welt vertreten.

•

Bereits 500 Jahre vor Christi Geburt wurden von den Chinesen Volkszählungen abgehalten.

•

Gewisse Hutpilze geben, neueren wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge, Blausäure ab.

•

Die afrikanischen Heuschrecken erreichen eine Länge bis zu zehn Zentimetern.

•

Durch Reiben an der Nasenwurzel läßt sich das Niesen unterdrücken.

•

Deutschlands Automobilstraßen sind sieben Mal so lang wie der Aequator.

•

Auch mit achtzig Jahren ist die Arbeitskraft der Elefanten noch unbeeinträchtigt.

•

Um satt zu werden, benötigt ein ausgewachsener Elefant jeden Tag anderthalb Zentner Pflanzenstoffe.

•

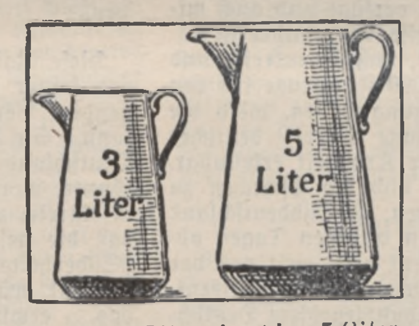
Berlin hatte im Jahre 1709 nur 57 000 Einwohner. Etwa um das Jahr 1820 war die Zahl auf 200 000 angewachsen.

Peter in Verlegenheit

Peter ist arg in Verlegenheit. Er hat zwei Kannen, von denen die eine drei und die andere fünf Liter hält. Peter soll nun in den 5-Liter-Krug aus einem Brunnen genau vier Liter füllen.

Wäre Peter nicht gar so unbeholfen, dann bekäme er nach einigem Ueberlegen heraus, daß es, ohne daß man eine Maßeinteilung zu Hilfe zu nehmen braucht, also durch bloßes Umfüllen möglich ist, haargenau vier Liter Wasser abzumessen. Wie macht man das?

Auflösung: Man füllt zunächst die 3-Liter-Kanne und gießt



die drei Liter in die 5-Liter-Kanne. Dann füllt man abermals die 3-Liter-Kanne und gießt noch so lange Wasser in die 5-Liter-Kanne, bis diese Kanne gefüllt ist. Dann bleibt also in der 3-Liter-Kanne ein Liter Wasser zurück. Hierauf leert man den Inhalt der 5-Liter-Kanne völlig in den Brunnen zurück und schüttet sodann den in der 3-Liter-Kanne befindlichen einen Liter in die 5-Liter-Kanne. Sodann füllt man nochmals die 3-Liter-Kanne und gießt diese drei Liter in die 5-Liter-Kanne. Es befinden sich dann, so wie es unsere Aufgabe verlangt, vier Liter Wasser in der 5-Liter-Kanne.

Scherzbilderrätsel



Auflösung: Wenn Du eine Blume siehst, sag' ich laß sie grüßen.

Leute, die sich mit der Nase grüßen

Für uns Europäer war es schon immer eine komische Angelegenheit, daß sich die Neuseeländer durch gegenseitiges Reiben der Nasenspitzen begrüßen. Man fragt sich mit Recht, welcher Gedanke diesem eigentümlichen Brauch zugrunde liegen mag. Der Sinn dieser alten Begrüßungszeremonie läuft auf den gegenseitigen Austausch der Atemluft, des Odems, hinaus. Die Erklärung hierfür liegt umso näher, als manche alten Volksstämme den Atem als Sitz der Seele betrachten.



Auflösung:

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn recht zu pflegen weiß.

Die spielenden Tiere



Drei Hunde, drei Katzen und drei Eichhörnchen spielen auf unserem Bilde einträchtig nebeneinander. Wer kann die Tiere in ihr Heim führen, indem er mit einem Bleistift von jedem Tiere einen Strich zu dessen Heim führt, ohne daß die Wege sich gegenseitig schneiden oder berühren?

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

Bisheriger Inhalt

Henrik Scott hat seine Frau Ingrid zu dem Zweck geheiratet, um mit ihrer Hilfe in den Besitz eines Testaments und damit großen Vermögens zu gelangen. Es handelt sich um das Testament eines alten Fräulein Engstraat. Bei ihr war Ingrid Gesellschafterin und galt als Universalerbin. Infolge ihrer Heirat mit Scott kam es jedoch zu einem völligen Bruch mit Fräulein Engstraat. Da nach dem Tode der letzteren kein Testament vorgefunden wurde, traten Frau verwitwete Arnholm und deren Tochter Gerda das Erbe an und erhielten u. a. auch die Villa „Waldburg" in Klampenborg bei Kopenhagen. Von Frau Arnholm erhält Baron Cederström, bei dem Scott als Privatsekretär tätig ist, eine Einladung. Ihr Mann war ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters. Scott beeinflußt den Baron dahin, die Einladung anzunehmen, und zwar dergestalt, daß sie beide mit vertauschten Rollen zur „Waldburg" fahren. Zuvor muß aber Ingrid unter ihrem Mädchennamen bei den ihr unbekannten Damen Arnholm eine Stelle als Gesellschafterin nachsuchen. Sie findet dort freundliche Aufnahme und schließt mit Gerda bald Freundschaft. Sie erzählt ihr, daß sie mit Henrik Scott verlobt ist. Nach einigen Tagen erhält Ingrid von ihrem Gatten einen Brief, worin er ihr seinen Besuch als „Baron Cederström" mitteilt und sie bittet, eine alte Frau Gina Hinrichsen im Fischerdorf in der Nähe der „Waldburg" aufzusuchen. Das tut Ingrid. Von der alten Frau erfährt Ingrid, daß Fräulein Engstraat ein Testament hinterlassen hat. Nähere Angaben macht sie indessen nicht. Scott und Baron Cederström treffen in der „Waldburg" ein, und das Possenspiel nimmt seinen Anfang. Nach drei Tagen hat Ingrid, die unter der Rolle, welche sie spielen muß, fürchterlich leidet, nachts im Schloßpark eine heimliche Zusammenkunft mit ihrem Gatten. Sie verspricht ihm, in ihrer Rolle nach dem Testament zu suchen. Frau Arnholm hat inzwischen hinter einem Gobelin eine Geheimkammer entdeckt, in der sich eine Truhe befand, die das Testament barg. Die Entdeckung war um so beunruhigender, als in dem Testament eine andere Person zur Erbin eingesetzt war. Bereits vierzehn Tage hütet Frau Arnholm ihr Geheimnis. Sie ist entschlossen, ihr Geheimnis zu lüften, nachdem ihre Tochter Gerda reich verheiratet wäre. Inzwischen aber hat Ingrid eine Gelegenheit benutzt, um in die Geheimkammer zu gelangen, wo sie das Testament fand und sich seinen Inhalt einprägte. Damit rückt der Augenblick immer näher, wo die geheimnisvolle Maskerade der beiden Freunde ein Ende finden kann.

(7. Fortsetzung.)

Im Gespräch sind die Herren an der Freitreppe angekommen und steigen nun langsam zur Terrasse empor, auf der mittlerweile der Teetisch gedeckt ist.

„Nun, meine Herren?" fragt Madame Arnholm, an dem Samovar herumhantierend. „Darf ich bitten? Wo mögen die jungen Mädchen sein?"

„Sie baden," erwidert Henrik kurz, wie vorhin.

„Sie — baden?" wiederholt Madame Arnholm ebenso verwundert wie vorhin Gunnar Cederström. „Na, da werden sie wohl bald zurück sein. Fangen wir inzwischen an!"

Und sie füllt die zierlichen japanischen Tassen mit Tee.

Gunnar verhält sich schweigend. Die unliebsame Unterredung mit der Dame des Hauses zittert noch in ihm nach, und er ist eine zu offene Natur, um sich zu verstellen.

Henrik dagegen schlürft das duftende Getränk mit der behaglichen Miene des Genießers.

Plötzlich zuckt es ihm wie ein Blitz durchs Hirn: „Wie, wenn ich die Frau da zu einer vertraulichen Unterredung brächte? Vielleicht, daß es mir nach irgendeiner Richtung hin nütze?"

Und sofort diesen Gedanken verfolgend, fragt er, ob man den beiden jungen Damen nicht entgegengehen wolle. Mit dem Hintergedanken, ein Alleinsein mit Madame Arnholm würde er dann schon herbeiführen.

Die Dame ist sofort bereit. Gunnar dagegen bittet, ihn zu entschuldigen. Er habe Kopfweh und wolle ein wenig ruhen. Was Henrik nicht unangenehm ist. Es vereinfacht die Sache.

Bald darauf begeben Madame Arnholm und Henrik sich allein auf den Weg. Beider Wünsche sind einander begegnet. Beide suchen eine Aussprache.

Madame Arnholm ist sichtlich nervös. Die Abweisung, die ihr gutgemeinter Vorwurf vorhin bei dem einen der beiden Herren fand — zum Glück war es nur Herr Scott und nicht Herr von Cederström — steckt ihr noch in den Gliedern. Daß ihr so was nur nicht jetzt mit dem Baron passiert! Das würde sie sich nie verzeihen. Und aus Angst, nochmals einen Fehler zu begehen, verhält sie sich äußerst schweigsam.

Doch Henrik tut, als ob er dies gar nicht bemerke. Er hat sein Ziel fest im Auge und weiß, daß in wenigen Minuten die Rede auf Fräulein Gerda kommen muß.

Da die Dame aber aus obigen Gründen noch immer zögert, ergreift er das Wort.

„Ich habe oft über die innige Freundschaft nachgedacht, die Ihren Herrn Gemahl und meinen Vater verband —" sagt er mit dem Brustton tiefen Gefühls.

Ein rascher, fast ängstlicher Blick streift den jungen Mann. Sollte die Stunde gekommen sein, die sie ersehnte und vor der sie sich doch die ganzen Tage fürchtete?

„Sie sehen ermüdet aus," fährt er, bevor sie noch antworten kann, besorgt und in jenem gedämpften Ton, der ihn so unwiderstehlich macht, fort. „Sie haben erst einen langen Spaziergang hinter sich. Ich hätte das bedenken sollen. Wollen Sie sich nicht ein wenig ausruhen? Dort auf der schattigen Bank? Im Grunde genommen — wozu den beiden törichten Mädchen nachlaufen?"

Unwillkürlich lächelt Madame Arnholm.

„Welche Art und Weise, von zwei hübschen, jungen Damen zu sprechen!"

„Verzeihen Sie meine Offenheit, gnädige Frau! Aber es läuft meiner Natur zuwider, in den Frauen etwas Besonderes zu sehen. Selbst zugegeben, daß sie dem Manne gleichberechtigt sind — was ich nebebei bezweifle — eine Grobheit in Gegenwart einer Dame, nicht wahr? Aber wozu seine Ansichten voreinander verbergen? Also zugegeben, daß die Frauen dem Manne gleichberechtigt sind, so werden sie doch niemals seine Gebieterinnen sein."

„Aber *eine* Frau doch!" fällt Madame Arnholm sanft ein. „Wenigstens nach meiner etwas altväterischen Ansicht. Diese eine Frau sollte sein guter Engel sein, zu dem er emporblickt. Diese eine Frau sollte er auf Händen tragen."

„Ihr eigenes Wort ‚altväterische Ansicht' erklärt alles," lautet die trockene Entgegnung. „Ich aber gehöre zur — neuen Schule."

Madame Arnholm unterdrückt einen Seufzer. Kann sie einem solchen Mann das Wohl und Wehe ihres einzigen Kindes anvertrauen? Sie kämpft mit sich. Ihr weibliches Gefühl empört sich gegen ihn. Und doch, jenes Dokument — wenn sie Gerdas Zukunft gesichert wüßte, könnte sie ihr Gewissen entlasten. Könnte sie mit dem Testament hervortreten, das einer anderen die Erbschaft zuspricht — —

Mit Aufbietung all ihrer Kräfte zwingt sie sich zur Ruhe. Es klingt sogar leicht und ungezwungen, als sie mit leisem Lächeln sagt:

„Ich habe kein Recht, Ihre Ansichten zu bekämpfen, Herr Baron. Sie sind noch jung — ein Stürmer, ein Draufgänger. Werden wohl später anders denken. Wer eine Mutter hatte wie Sie, ein Engel an Sanftmut und Güte, wie mir mein verstorbener Gatte erzählte."

Rasch greift Henrik das Stichwort auf und beeilt sich, ein paar anerkennende Worte über die alte verstorbene Baronin Cederström zu äußern, obgleich er sie kaum kannte — eigentlich nur nach dem Oelgemälde in Gunnars Arbeitszimmer.

Doch versöhnt dieser Trick Madame Arnholm sofort wieder mit ihm.

„Wer mit solcher Verehrung an seiner Mutter hängt, wird auch ein liebevoller, aufopfernder Ehemann sein," meint sie anerkennend.

„Sie legen mir Eigenschaften bei, die ich nicht besitze," wehrt er achselzuckend ab. „Ich bin ein trockener, kaltblütiger, ja etwas spöttischer Weltmann, nichts weiter."

„Aber auf alle Fälle ein Ehrenmann!" setzt sie gütig hinzu. „Kannten Sie übrigens meinen Gatten? Ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben —"

Henrik zögert nur einen einzigen Augenblick mit der Antwort. Dann erwidert er mit dreister Unverfrorenheit:

„Aber gewiß, gnädige Frau! Er besuchte einmal meinen Vater in Kopenhagen. Ich war damals ein nichtsnutziger Schlingel von höchstens vierzehn Jahren. Aber er schien mich trotzdem gern zu haben. Er erzählte mir viel von seiner kleinen Tochter, an der er sehr zu hängen schien."

Madame Arnholm tut einen tiefen Atemzug. Ihr Gesicht erglänzt wie eitel Sonnenschein.

„Ach ja! Sie war sein Augapfel."

„Sehr begreiflich. Und ich freue mich, daß ich jetzt Gelegenheit habe, Ihr Fräulein Tochter persönlich kennenzulernen."

Der gedämpfte und doch eindringliche Ton seiner Stimme — die Ehrerbietung, die aus seinen Worten klingt, läßt das Herz der liebenden Mutter hoffnungsfreudig schlagen.

Er aber fährt mit feierlichem Ernst fort:

„Ich habe jene Gespräche nicht vergessen. Wäre Fräulein Gerda älter — sie ist ja fast noch ein Kind, wenigstens an Unschuld und Gesinnung — während ich ein — nun, sagen wir ein reifer, welterfahrener Mann bin, trotz des nicht übergroßen Altersunterschiedes — die damit zusammenhängenden verschiedenen Lebensanschauungen — Sie verstehen mich schon, Madame Arnholm? Hoffentlich wird Ihr Fräulein Tochter mich noch einmal besser kennenlernen, jetzt darf ich noch nicht —"

„Dort hinten kommen die Mädchen," unterbricht ihn die Dame lebhaft, indem sie aufsteht.

Sie ist zufrieden mit dem Resultat der Unterhaltung. Mehr will sie gar nicht hören.

Henrik beißt sich auf die Lippen. Ist er zu weit gegangen? Hat er Madame Arnholm irgendwelche Hoffnungen gemacht? Armer Gunnar! Wie wird er sich aus der Schlinge ziehen? . . .

Als Madame Arnholm den beiden jungen Mädchen mit beschleunigten Schritten entgegengeht, bleibt er etwas zurück. Zumal er auf einem Seitenpfad einen halbwüchsigen, barfüßigen Burschen, der ihm bekannt vorkommt, vorsichtig heranschleichen sieht. Er bleibt stehen und winkt den Burschen herbei.

„Suchst du jemand?"

Das pockennarbige Gesicht mit dem roten Haarschopf lacht verlegen.

„Stimmt! Ich will zu Herrn Scott von der Waldburg da unten."

„Das bin ich. Von wem kommst du?"

Der Bursche blickt sich vorsichtig um, bevor er in die Tasche seines Leinenkittels langt, ein beschmutztes Stück Papier herauszieht und es Henrik hastig zusteckt.

„Da! Von der Gina Hinrichsen. Aber niemand soll es sehen außer Ihnen."

Und schon rennt er spornstreichs wieder davon.

Verwundert überfliegt Henrik Scott die wenigen, fast unleserlich mit Bleistift hingekritzelten Zeilen.

„Von dem Fischerweib, das damals —" knurrt er in sich hinein. „Was will denn die Alte von mir? Gerade jetzt?"

Und ärgerlich folgt er dem voranrennenden Burschen.

Inzwischen hat Madame Arnholm die beiden, langsam Arm in Arm daherschlendernden jungen Mädchen erreicht und kehrt nun wieder mit ihnen um. Freilich wundert es sie ein wenig, daß sie ihren Begleiter nicht mehr vorfindet. Doch glaubt sie, ihn zu begreifen, da sie mit echt weiblichem Empfinden annimmt, er wolle, nach dem soeben stattgefundenen intimen Gespräch mit der Mutter, aus Zartgefühl nicht gleich darauf mit der Tochter zusammen sein.

Ingrids scharfe Augen hatten trotz der Entfernung wahrgenommen, wie ein ungeschlachter Bursche auf Henrik zugestampft war, wie er etwas aus der Tasche zog und es ihm zusteckte und wie er sich dann rasch aus dem Staube machte. Hatten auch bemerkt, wie Henrik dem Burschen langsam folgte auf dem schmalen Pfad, der durch den Kiefernwald zum Fischerdorf hinabführt.

Und die fieberhafte Unruhe, die sie seit ihrem wichtigen Fund vorhin überfallen hatte, wächst.

XIV.

Teufelsspuk.

Abend ist es. Längst hat die Sonne ihren letzten Glutblick versandt. Dämmerung senkt sich herab.

Die drei Damen sind bereits vor einer Stunde nach der Waldburg zurückgekehrt. Der Tisch ist gedeckt zum Abendessen. Alles steht bereit.

Man wartet auf Henrik.

Gunnar widmet sich heute ganz den Damen. Das Bewußtsein, daß morgen dies Versteckspiel zu Ende ist, daß er wieder er selbst sein kann, verleiht ihm eine Lebhaftigkeit, eine Beweglichkeit des Geistes, die dem schwerblütigen jungen Aristokraten sonst fehlt.

Die kleine Gerda gibt sich voll dem Zauber seiner Unterhaltung hin. Ihre schwarzen Augen glänzen vor Vergnügen. Ihr helles Lachen klingt herzerfrischend. So daß Gunnar sich wiederholt bei dem Gedanken ertappt:

Am liebsten möchte ich das goldige Mädel in die Arme nehmen und einen Kuß auf das lachende Mündchen drücken, wenn nur nicht dieses dumme Versteckspiel wäre. Hol's der Kuckuck!

Aber seine Augen reden eine gar beredte Sprache.

Madame Arnholm gewahrt mit Beunruhigung die wachsende Vertraulichkeit der beiden. Wenn sich da etwas anspinnen würde? Da hätte sie mit ihrer gut gemeinten Einladung ja etwas Schönes angerichtet! Wenn Gerda sich in den Privatsekretär verliebt, ist es mit der reichen Heirat ein für allemal aus — Madame Arnholm kennt den Dickkopf ihres im übrigen so liebenswürdigen Töchterchens. Und die arme Ingrid! Gewiß merkt sie auch schon etwas. In ihren Augen flackert es so eigentümlich. Auf ihren sonst so blassen Wangen brennt fieberhafte Röte. O mein Gott! Mein Gott!

Jeder dieser vier so ganz verschieden gearteten Menschen ist so völlig mit seinen Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen beschäftigt, daß keiner von ihnen merkt wie draußen nach dem Meere zu leichter Nebel aufgestiegen ist, der sich immer mehr verdichtet und schließlich Bäume und Wege und alles ringsum wie in einen undurchdringlichen Schleier einhüllt.

Ingrids Erregung wächst von Minute zu Minute. Voll Angst hängt ihr Blick an der Uhr.

Schon neun! Und der Geliebte ist noch immer nicht zurück!

Kaum, daß sie noch hört und sieht, was um sie her vorgeht — —

Das Abendessen ist längst vorbei. Man hatte sich entschlossen, nicht mehr zu warten.

Als die große Uhr an der Wand mit tiefen, weit ausholenden Schlägen zehn schlägt, hält Ingrid es nicht mehr aus bei den anderen.

Sie springt auf, eilt ans Fenster und zieht die schweren Vorhänge fort.

Fast undurchdringlich breitet sich eine dichte Nebelwand vor ihren Augen aus.

Und Henrik, der des Weges hier unkundig ist, noch nicht da? Barmherzigkeit!

Mit blitzartiger Geschwindigkeit ziehen die Gefahren, die den geliebten Mann jetzt vielleicht da draußen umlauern, an ihrem geistigen Auge vorbei: das sumpfige Moor, der Felsenabhang, die wogende See — —

Fast besinnungslos rennt sie nach ihrem Zimmer, wirft ein dunkles Wolltuch über und stürzt hinaus ins Freie. Mitten hinein in den feuchtkalten Nebel.

Sie blickt sich um. Nichts erkennbar. Kaum ein schwacher Umriß der Bäume.

Planlos läuft sie im Park umher. Sie zittert am ganzen Körper vor Kälte und Angst. Das dünne Voilekleid hängt schlapp an ihren zitternden Gliedern herab. Ihr Kopf glüht. Ihre Pulse fliegen.

Fröstelnd zieht sie das Tuch über der Brust zusammen. Ihr ist, als legte sich ein dunkler Schleier um ihr Denken.

„Henrik! Henrik!" schreit ihre Seele.

Mit tastenden Händen sucht sie den Weg zum Parktor. Es ist wie immer geschlossen. Sie tastet nach dem Hebel, der das Tor öffnet. Und tritt hinaus in die undurchdringliche feuchtkalte Nebelfinsternis der Straße.

Großer Gott! Wohin sich wenden? Wo ihn suchen? In welcher Richtung liegt die Moorwiese? Wo der Bergabhang? Der Nebel verschlingt alles.

Sie lauscht — —

Unheimliche Stille. Nur in der Ferne das leise gurgelnde Rauschen des Meeres.

Henrik, Henrik! Wo kann er sein?

Da zuckt es ihr blitzartig durch den Kopf:

„Im Fischerdorf! Der rothaarige Bursche vorhin."

Aufs Geratewohl schlägt sie den Weg geradeaus ein, dem Rauschen des Meeres zu. Eine mächtige Sehnsucht nach dem geliebten Mann packt sie, so daß sie vor keiner Gefahr zurückschreckt. Immer vorwärts läuft sie, immer vorwärts. Ein herabhängender Baumzweig reißt ihr eine Wunde ins Gesicht. Sie glitscht aus auf dem feuchten Boden, sie stößt sich die Füße wund am spitzen Gestein. Sie stürzt nieder und verletzt sich am Knie.

Sie merkt es kaum.

Ihr ganzes Sinnen dreht sich um ihn.

Wo ist Henrik? . . .

Nach und nach beginnt der Nebel sich etwas zu verziehen. Sie erkennt die Bäume neben sich. Und auch den steinigen Weg.

Sie weiß: noch wenige Minuten — und sie ist am Fischerdorf.

Vorsichtig tappt sie weiter. Schon tauchen die dunklen Umrisse der kleinen Fischerhütten vor ihr auf. Sie sind alle in Finsternis gehüllt. Kein Licht mehr irgendwo.

Und doch schreitet Ingrid tapfer vorwärts. Gleich einer Eingebung weiß sie: sie findet Henrik bei der alten Gina.

Jetzt stoßen ihre tastend ausgestreckten Hände an einen Zaun. Das kleine Tor steht offen, als ob soeben jemand hindurchgegangen wäre.

Ingrid tritt ein in den kleinen Vorgarten. Von den Blumenbeeten steigen schwüle Moderdüfte auf in die feuchte Nebelluft.

Die Läden der niedrigen Fenster sind geschlossen. Alles finster und still.

Wenn er doch nicht hier wäre! Wenn sie sich geirrt hätte? Großer Gott!

Jetzt hat sie die Haustürschwelle erreicht. Sie drückt auf die Klinke. Und steht gleich darauf in der kleinen, holzgetäfelten Wohnküche.

Eine qualmende Petroleumlampe verbreitet ein trübes Licht. Auf dem offenen Herd flackert ein lustiges Feuer. Daneben steht, einen Topf mit dampfender Suppe in der Hand, eine grobknochige Frau mit rotem Gesicht und einer blaubedruckten Schürze um die breiten Hüften.

Bei dem Geräusch wendet sie den Kopf.

„Eh — Fräulein Ingrid! Sind Sie's?"

„Ja. Wo ist Gina Hinrichsen?"

Die Frau deutet nach dem Nebenzimmer.

„Da drinnen. Es wird wohl nicht lange mehr dauern."

Ingrid faßt die Frau beim Arm. Die Sorge um Henrik, die Angst, die sie hierher geführt, weicht für einen Augenblick dem Mitleid mit der Todkranken da drinnen.

„Kann ich sie sehen?"

„Wenn Sie sie nicht aufregen wollen? Sie kennen mich doch, Fräulein! Ich bin die Betty Niels —"

Ingrid nickt schweigend. Wer im Fischerdorf — ja, in ganz Klampenborg — kennt nicht Betty Niels?

Fünf Kilometer in der Runde erblickt kaum ein Kind das Licht unserer schönen Gottswelt, haucht kaum ein armer Erdenpilger seinen letzten Atemzug aus ohne

Betty Niels. Sie ist es, die den Neugeborenen zuerst in die weißen Linnen wickelt, sie, die dem Sterbenden den Todeskampf erleichtert. Niemand weiß wie sie, einen starren, entseelten Körper sauber zu betten. Betty Niels wird geliebt und gefürchtet zugleich. Unwillkürlich überrieselt die Bewohner des Fischerdorfes bei ihrem Anblick ein kalter Schauer. Man weiß, wo Betty Niels eine Schwelle überschreitet — es sei denn, daß ein neues, junges Leben dem Licht entgegenstrebt — da ist jede Hoffnung vorbei. Mit Betty Niels hält noch ein anderer seinen Einzug: der Tod, jener grausige und doch so hehre König der Finsternis.

Ingrid teilt diese allgemeine Scheu vor Betty Niels. Sie mag auch noch nicht sofort hineingehen zu der Sterbenden. Sie muß sich erst sammeln und starrt finster in die Glut auf dem Herd.

Betty Niels dagegen hantiert unbeirrt weiter. Für sie hat der Tod längst seine Schrecken verloren. Sie lebt und atmet seit vielen Jahren gewissermaßen unter seinen Fittichen, und nichts auf der Welt interessiert sie so sehr wie eine „schöne Leiche".

„Sehen Sie das feine Leichentuch?" plaudert sie munter drauflos, indem sie liebkosend über ein großes Stück Leinwand streicht, das an der einen Seite des Herdes aufgespannt ist. „Ich soll es lüften und wärmen. Die Arme da drinnen —" sie deutet mit dem Daumen über die Schulter nach dem Nebenzimmer hin — „die fürchtet sich nämlich vor der Kälte. Morgen ist es vorüber, sagt der Doktor."

Mit Gewalt drängt Ingrid den eisigen Schauer zurück, der sie gepackt hat.

„Ich will sie sehen!"

„Kommen Sie!"

Mit bebenden Händen reißt Ingrid den feuchten Wollschal von den Schultern und trocknet mit einem Zipfel des Leichentuches ihr triefendes Haar — zu Betty Niels Entsetzen, deren abergläubisches Gemüt sofort ein böses Omen wittert.

Rasch öffnet sie die Tür zum Nebenzimmer und schiebt Ingrid hinein.

Auch hier flackert im Ofen ein lustiges Feuer.

In dem schmalen Bettgestell, ganz eingehüllt in bunt kariertes Bettzeug, liegt Gina Hinrichsen. Das kleine, verrunzelte, todesfahle Gesicht verschwindet fast in den dicken Kissen. Die Nase ist ganz spitz geworden, der blasse Mund eingesunken und fest zusammengepreßt. Nur die stechenden, schwarzen Augen haben nichts von ihrer Lebhaftigkeit eingebüßt. Schlau funkeln sie der Eintretenden entgegen.

„Brav, daß Sie gekommen sind," Fräulein Ingrid. Er hat es Ihnen also doch gesagt?"

Und ihre dürre, ausgemergelte Hand streckt sich zum Willkommen aus.

In Ingrids Augen steigen beim Anblick soviel Erdenjammers Tränen auf, trotz ihres eigenen Kummers. Sie zieht einen Stuhl an das Bett und setzt sich neben die Alte.

Der kohlschwarze Kater, der ruhig auf dem Kopfkissen gelegen hatte, erhebt sich mit einem großen Buckel und reibt schnurrend seinen Kopf an Ingrids bloßem Arm.

„Er hat es Ihnen also doch gesagt?" wiederholt die alte Gina und blickt ihren Besuch aus trüben Augen mißtrauisch an.

„Wer? Und was? Mir hat niemand etwas gesagt —"

„Sie sind also nicht gekommen, weil ich am Sterben bin und vorher mein Gewissen erleichtern will? Ha, der Schuft! Der Schuft! Oh, ich kann kaum mehr Luft kriegen, aber ein kleines Weilchen wird es schon noch vorhalten, so lange, bis — bis Sie alles wissen."

Erschöpft sinkt ihr Kopf, den sie in der Erregung etwas erhoben hat, in die Kissen zurück.

„Betty Niels — soll kommen," stößt sie mühsam hervor.

Ingrid erschauert. Ihr ist, als ob der Tod bereits vor der Tür Wache stehe.

„Nein, nein!" wehrt sie ab. „Nicht Betty Niels!"

„Rufe Betty Niels!" schreit die Alte aufs neue.

Bevor Ingrid den Wunsch erfüllen kann, tritt die Frau bereits von selber ein, eine Tasse Fleischbrühe in der Hand.

„Ich will — ich will — noch ein Kissen haben!" keucht Gina.

„Wozu?" widerspricht Betty Niels. „Sie sterben leichter, wenn Ihr Kopf tief liegt."

„Ich will noch ein Kissen haben!" beharrt die Alte mit der Zähigkeit mancher Schwerkranken. „Mir ist egal, wie ich sterbe!"

Ein neues Kopfkissen wird herbeigeholt. Ingrid selbst richtet Gina in die Höhe und schiebt das Kissen unter den weißsträhnigen Kopf.

„So — so ist's recht," stöhnt die Alte mit einem Seufzer der Erleichterung. „Sie sind gut, Ingrid Ekdal — gut. Lassen Sie mich jetzt — mit dem Mädchen da allein, Frau Niels! Kommen Sie erst wieder, wenn — wenn ich Sie rufe — wenn es zu Ende geht, verstanden?"

Schweigend verläßt Betty Niels das Zimmer.

Jetzt wendet die Kranke mühsam den Kopf nach Ingrid hin. Eine Weile blicken ihre eingesunkenen Augen forschend in das schöne, erregte Mädchengesicht. Dann sagt sie mit Nachdruck:

„Er war da und ist wieder fort, Kind!"

Heiß durchzuckt es Ingrid.

„Wer, Gina? Wer? Herr Scott?"

„Ja, Henrik Scott, dein Geliebter, Kind —" nickt die Kranke, unwillkürlich das vertrauliche „Du" benutzend. „Oh, er ist ein schlechter Mensch, ein grundschlechter Mensch, glaube es mir! Ein Teufel ist er! Seine Krallen packen an wie mit eisernem Griff, und man kann nicht mehr los. Ach, auch mich haben sie gepackt — ich konnte nicht dagegen an — mit schönen Versprechungen haben sie mich gepackt — und mit Geld — und mit bösen Blicken — und mit honigsüßen Worten — mit dem ganzen Teufelsspuk des Satans, hu —"

Sie bricht ab und keucht. Pfeifend ringt sich der Atem aus ihrer matten Brust. Dann fährt sie mühsam, stoßweise fort:

„Es ist — bald vorbei — und ich muß sterben mit dieser — mit dieser Last auf meinem Gewissen. Ich — ich bat ihn — sie mir abzunehmen — und — und — er wollte nicht — oh!"

„Was wollte er nicht? Was drückt Sie, Gina?" forscht Ingrid mit stockendem Atem.

„Ich — ich darf es ja nicht sagen. Ich muß — muß mein Verbrechen — mit mir — mit mir nehmen — ins Grab. Oh, es ist hart — hart —"

Heftige Atemnot überfällt die Sterbende. Ingrid fürchtet jeden Augenblick, der Tod werde eintreten, und will Betty Niels rufen.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

Arbeiten im November

Bald wird der Winter einziehen und des Siedlers Arbeit mehr ins Haus verlegen. Doch die Ruhe der Natur bedeutet keineswegs, daß auch die Arbeit draußen nun ganz ruhen müßte. Die Hauptarbeit dient jedoch den Vorbereitungs- und Schutzmaßnahmen für den nahenden Winter. Der Frost ist bekanntlich besonders bei schweren Böden ein Mehrer der Fruchtbarkeit. Er ist die Hauptkraft für die Verwitterung der mineralischen Bodenbestandteile; denn indem Wasser in die feinen Gesteinsporen eindringt und zu Eis erstarrt, dehnt es sich aus und zersprengt die Gesteinteilchen in noch kleinere Stücke. Dadurch werden neue Nährstoffe erschlossen und durch die Zerkleinerung der Bodenteilchen wird die wassererhaltende Kraft des Bodens erhöht. Ferner werden besondere Stoffe im Boden, die Kolloide, durch Frost zerstört, und mit dem Fortfall ihrer Bindekraft wird der Boden lockerer, die Bodengare wird gesteigert. Die Herbstbearbeitung des Bodens muß daher darauf abzielen, dem Frost das Eindringen in die Tiefe zu erleichtern, damit seine segensvolle Wirkung möglichst weitreichend sein kann. Das wird erreicht, wenn man den Garten rauh umgräbt, also die Oberfläche nicht glättet nach dem Graben. Der Stalldünger muß dabei möglichst flach und gleichmäßig mit untergebracht werden. Früh umgegrabenes Land nimmt auch die Winterfeuchtigkeit besser auf und ist dem Ungeziefer abträglich. Man kann noch graben, wenn auch der Frost schon eine harte Kruste geschaffen hat. Auch zum Rigolen ist jetzt schöne Zeit.

Im Obstgarten macht der Frost dem Pflanzen neuer Bäume und Sträucher ein Ende. Es ist an die Herbstdüngung zu denken, wobei die Baumscheiben umgegraben werden. Spaliere werden von allen Laubresten befreit, mit einem Kalkanstrich überzogen und dann gegraben. Wo Paradies- und Quittenunterlage verwendet worden ist, wird eine Düngerdecke gegeben, um die Wurzeln und die Veredelungsstelle vor Frost zu schützen. Die Leimringe müssen klebefähig erhalten bleiben.

Im Gemüsegarten wird das Wintergemüse bis Mitte des Monats belassen. Am 20. November sollte es aber in sicherem Verwahr sein. Auf den Spargelbeeten wird das Laub geschnitten und gegraben. Laub wird so viel gesammelt wie möglich. Entweder legt man damit Laubhaufen an, um Lauberde für die Mistbeete zu gewinnen, oder man vermehrt damit den Komposthaufen. Mitte des Monats werden die Rosen niedergelegt.

Im Geflügelhof herrscht im allgemeinen Ruhe. Das ist um so leidiger, als jetzt für Trinkeier die besten Preise zu erzielen sind. Daher sucht man die Legetätigkeit anzureizen. Künstliche Mittel, die auf den Eierstock einwirken, sind dabei zu vermeiden, weil sie schädigend auf den Organismus wirken. Zarter Kopfsalat, Keimhafer, Buttermilch, Quark (Weichkäse) sind geeignete Mittel. Die Frühbruten beginnen ohnehin bald zu legen. Der Spätherbst ist auch die Zeit der Mast. Bis zu sechs Tiere werden in einen verhängten Käfig gesperrt und zwei- bis dreimal täglich mit einem Weichfutter gefüttert, das zu gleichen Teilen aus Maisschrot, Haferschrot, Buchweizengrütze und Fleischmehl, mit Buttermilch angerührt, besteht. Dazu bietet man etwas Kies dar. — Schließlich erfordert der Spätherbst auch die Vorbereitungsarbeiten für den Winter. Ritzen, Löcher und Türen müssen mit Stroh abgedichtet und geschützt werden. Auch das Dach ist zu dichten, denn nichts schadet den Hühnern mehr als Zugluft und Feuchtigkeit. Doch auf gute Lüftung muß geachtet werden; schlechte und feuchte Luft begünstigt viele Krankheiten.

Beim Imker ist die Einwinterung beendet und kann Ordnung gemacht werden in der Bienenkammer. Die Waben werden sortiert, fehlende Stücke eingesetzt, schlechte ausgeschnitten und eingeschmolzen. Vor dem Wegpacken muß man die Waben schwefeln. Der Aufbewahrungsplatz muß mäuse- und mottensicher sein. Die Geräte werden gereinigt, das Bienenhaus wird instandgesetzt und vor allem das Dach nachgesehen.

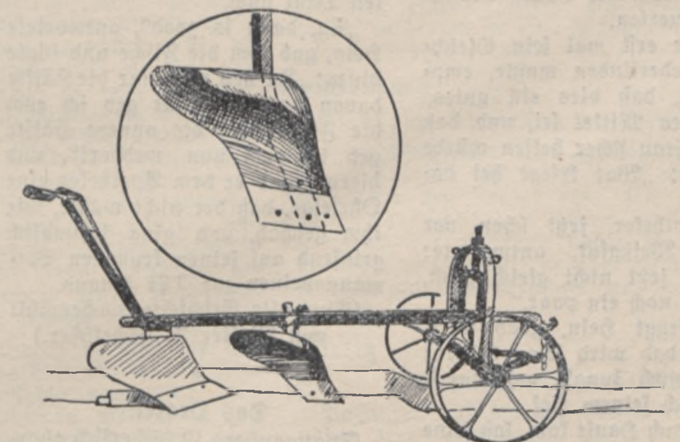
Kleintierpflege

Die Umstellung der Tierwelt auf den kommenden Winter äußert sich bei dem Geflügel in der Mauser, bei den Säugetieren im Wechsel des Haarkleides, dem muß jetzt die Pflege Rechnung tragen. Wie das Großvieh, so müssen jetzt auch die Ziegen regelmäßig und besonders gründlich geputzt werden; auch bei den Kaninchen ist gründliches Kämmer und Bürsten des Felles notwendig. Das erhöht die Qualität des Pelzes, steigert das Wohlbefinden der Tiere und hat bei den Ziegen auch einen günstigen Einfluß auf die Milchleistung. Da die Neubildung des Felles einen zusätzlichen Nährstoffbedarf hervorruft, der sich besonders auf die Eiweißstoffe erstreckt, muß reichlicher und vor allem eiweißreicher gefüttert werden. Magermilch, Kleie und Oelkuchen sowie die Mehle davon kommen in erster Linie in Frage. Bei den Ziegen tritt überhaupt jetzt eine Umstellung der Ernährung ein. Es ist der Uebergang von der Weidehaltung zur Stallhaltung oder doch von der ausgiebigen Grünfütterung auf eine stärkere Heufütterung. Dieser Uebergang darf nicht plötzlich erfolgen; man soll vielmehr die Tiere durch allmählich gesteigerte Heuanteile am Futter an den Uebergang gewöhnen. Da das Weidefutter gewöhnlich mehr Eiweißstoffe enthält als Heu, müssen die Ziegen, besonders die milchergiebigen Tiere, entsprechende Kraftfutterzulagen bekommen. Das Kraftfutter soll höchstens schwach angefeuchtet und niemals als dünne Tränke dargereicht werden.

Wie sehr Kleinigkeiten bei der Kleinviehhaltung von Bedeutung sein können, haben neuerliche Versuche über die Hühnerfütterung ergeben. Es hat sich dabei herausgestellt, daß Hühner ihr Futter vom weichen Boden schneller und fast in der doppelten Menge aufnehmen als vom zementierten oder Bretterboden. Es scheint, daß durch das Picken von harter Unterlage die Nerven der Schnabelspitze gereizt werden und Schmerz verursachen. Man fege daher auf gewachsenem Boden einen Futterplatz frei und vermeide es, auf Plattenbelag oder Zementboden zu füttern. In den bäuerlichen Betrieben kann man jetzt auch ein sehr günstiges Winterfutter für die Hühner zurückstellen. Es sind dies die nachgeharkten Halme und Aehren von den Getreidefeldern. Man sollte dieses nachgeharkte Getreide gesondert einbansen und sich die Arbeit des Dreschens sparen und dafür den Hühnern im Winter täglich etwas davon in den Scharraum geben. Sie werden alle Körner sorgfältig heraussuchen und haben durch das Scharren und diese Futtersuche eine gesundheitsfördernde Beschäftigung. Das ausgesuchte Stroh kann dann immer noch gut als Einstreu im Großviehstall dienen.

Dungeinleger

Es ist überraschend, daß an dem Pflug, der auf ein Alter von Jahrtausenden zurückblickt, immer wieder noch Neuerungen möglich sind. Eine auf der letzten Wanderausstellung der DLG. gezeigte Neuerung betrifft den Dungeinleger. Der Zweck dieses Gerätes ist es, den unterzupflügenden und oft strohigen Stalldung hemmungslos in die Furchen zu bringen, sodaß kein Aufenthalt und keine Ungleichmäßigkeiten bei dem Dungeinpflügen entstehen. Die Dungeinleger sind daher geschwungen und an der Vorderkante abgerundet ausgebildet. Die Eigentümlichkeit des abgebildeten Dungeinlegers besteht darin, daß er ein Doppelschar hat. Es ist ganz gehärtet, besitzt also eine lange Lebensdauer und schützt das Einlegeristers an der empfindlichsten Stelle vor Abnutzung. Ist das Doppelschar abgenutzt, dann wird es losgelöst und einfach rumgedreht wieder aufgenietet, sodaß die bisher hinten oben geschützt liegende Spitze nun nach vorn kommt und wie neu arbeitet. Der Vorscharholm reicht bis an das untere Ende des Streichbleches, wodurch der ganze Dungeinleger stabil wird und einen festen Halt bekommt. Die Stellung und die abgerundete Kante am Dungeinleger ist so geformt, daß der längste Stalldünger tadellos, ohne zu stopfen, untergepflügt wird.



FÜR DIE PRAXIS



Lies und Lach'!



Das Mittel gegen Fieber

Der Fischer Hein Tütjen, der seinen Hof eineinhalb Meilen von dem nächsten größeren Ort, direkt unterm Deich, dicht am Meer hatte, war ein Original.

Viele Geschichten sind von ihm im Umlauf, aber die beste ist doch das „Mittel gegen Fieber".

Heins Frau, die hübsche, junge Antje, lag im Bett, hatte Fieber und Schüttelfrost und fror, daß die Knochen klapperten und die Zähne aufeinanderschlugen und daß man es den halben Deich entlang hören konnte, und die Fische im Meer erschreckt einen Moment den Kopf aus dem Wasser hoben.

Hein entschloß sich, nach einigen Stunden schnellen Ueberlegens, zum Ort und zum Apotheker zu gehen.

Unterwegs hatte er alles vergessen, was seine Frau ihm aufgegeben hatte.

Wie er endlich zur Apotheke kam, war es schon längst dunkel und die Apotheke geschlossen.

Hein zog an der Klingel.

Nach einigen Minuten guckte der Apotheker aus dem kleinen Fenster und fragte verschlafen, was denn los wäre!

„God Tag," seggt Hein, „wohnt hier de Quacksalber?"

Den Apotheker verdroß diese Rede und er fragte, schon aufgebracht: „Was wollt Ihr, Kerl?"

„Jck wullt wat fürs Frieren hewen", seggt gemütlich Hein.

Der Apotheker glaubte, der Fischer sei betrunken oder wolle ihn zum besten haben, gab ihm rechts und links ein paar derbe Ohrfeigen, daß ihm die Backen brannten und feuerten.

Hein, der erst mal sein Gleichgewicht wiederfinden mußte, empfand dann, daß dies ein gutes, erwärmendes Mittel sei, und daß es seiner Frau sicher helfen würde und fragte: „Wat kriegt hei daför?"

Der Apotheker, jetzt schon vor Wut in Weißglut, antwortete: „Wenn du jetzt nicht gleich gehst, geb' ich dir noch ein paar."

„Nee," seggt Hein, „dad wird genug sin, dad wird schon helpen; sie is ja noch jung", und damit ging er nach seinem Hof.

Wie er nach Hause kam, saß seine Frau im Bett und schüttelte sich vor Frost.

„Mann", sagte sie, „hast du mir was gegen das Frieren mitgebracht?"

„I jä, Frau", antwortete Hein und gab ihr eine Ohrfeige, daß ihr Hören und Sehen verging.

Die Antje lag vollständig fassungslos in ihrem Bett; aber von diesem Schrecken verlor sie das Fieber.

Als sie wieder zu sich kam, sagte sie: „Hein, wat schlägst du mich denn; ich heve doch nix getan?"

Hein antwortete: „Frau, dat hät mi der Quacksalber in der Stadt geven; aber er wullt nix vor heven."

Wie nun nach ein paar Tagen Hein wieder in die Stadt mußte, sagte Antje: „Hein, der Apotheker hat nix heven wollen, aber er hat mich doch gesund gemacht; nimm ihm ein paar Fische mit."

Hein tat ein paar Aale und Fische in den Korb und ging zum Apotheker. Der Apotheker, der ihn nicht wiedererkannte, fragte ihn, was er wolle.

Hein antwortete: „Jck hev letztens Nacht wat fürs Frieren heven wollen, und Ihr wullt nix davör heven. Meine Frau hat nun für euch ein paar Aalens und ein paar Fisch mitgeven."

Dem Apotheker dämmerte es, freute sich schon auf die Fische und sagte: „Na, gebt nur her, und vielen Dank auch."

„Na, dann is good", antwortete Hein, gab ihm die Fische und fügte hinzu: „Jck hev man nur die Hälfte davon braucht, dafür gev ich euch die Fisch; und die annere Hälfte geb ich euch nun wedder!", und hiermit gab er dem Apotheker eine Ohrfeige, daß der nicht wußte, wie ihm geschah, und ging freundlich grinsend auf seinen krummen Seemannsbeinen zur Tür hinaus.

(Eine alte Geschichte, nacherzählt von Walter F. Fichelscher.)

*

Das Orakel.

Spangenberg ist lächerlich abergläubisch. So pflegt er morgens die Bibel an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen und das Schriftwort, auf das sein erster Blick fällt, als Vorbedeutung für den ganzen Tag zu nehmen.

Heute war es unglücklicherweise Matthäus 27, 5: „... Und Judas ging hin und erhängte sich selbst."

Verstimmt klappte er zu, schlug an einer anderen Stelle auf und las die Worte: „Gehe hin und tue desgleichen..."

Da erblaßte Spangenberg und entschloß sich zu einem dritten, unwiderruflich letzten Versuch. Und diesmal las er zu seinem nicht geringen Entsetzen: „Was du tust, das tue bald!"

*

Tempi passati.

„Am Sonntag war bei uns was Feines zu sehen. Unser Bürgermeister ist mit vielen andern Männern von der Kirche ins Rathaus gegangen. Fein war's wirklich! Eine dicke lange Kette hat er um den Hals gehabt. War's bei euch auch so?"

„Nee, wir sind nicht so ängstlich, wir lassen unsern Bürgermeister frei rumlaufen."

*



Der Hellseher sucht und kann seinen linken Schuh nicht finden! —

Irländischer Witz. Ich traf einen jener Leute, die mit umgehängten Plakaten durch die Straßen wandern. Dieser hatte die Plakate verkehrt herumhängen und aß im Gehen ein Butterbrot. Als ich ihn fragte, warum die Plakate verkehrt hingen und nicht zu lesen seien, sagte er: „Ich werde doch in meiner Frühstückspause nicht arbeiten!"

*

Die eiserne Ration.

Ein bekannter Nordpolforscher hatte sich für eine neue Expedition ein Paar besonders kräftige Schaftstiefel bei seinem Leibschuster bestellt. Bei der Anprobe fragte der Meister, wie sich denn das letzte Paar auf der vorigen Reise bewährt habe.

„Ausgezeichnet!" erwiderte lässig der berühmte Mann. „Es waren die besten Stiefel, die ich je auf einer Polarfahrt gegessen habe..."

*

Schriftstellerei.

„Sie verdienen Ihren Lebensunterhalt mit Ihrer Feder?"

„Gewiß."

„Für welche Zeitungen schreiben Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich schreibe nicht für Zeitungen. Ich schreibe alle vierzehn Tage an meinen Vater."

*

Professorsgattin: „Ach, Martin, das Baby hat die Tinte ausgetrunken!"

Professor: „Hier, es kann einstweilen meinen Füllfederhalter benutzen."

*

Chef: „Was sagte Herr Mohrenkopf, als sie ihn mahnten?"

Lehrling: „Er sagte, wenn ich noch mal käme, würde er mir alle Knochen zerbrechen und mich die Treppen hinabwerfen."

Chef: „Sofort gehen Sie wieder hin und sagen Sie, ich ließe mich nicht bange machen."

*

Vater: „Ich habe nicht gelogen, als ich so alt war wie du."

Söhnchen: „Wann hast du damit angefangen?"

*

Besucherin (zum kleinen Haussohn): „Willst du mich nicht an die Bahn begleiten?"

Söhnchen: „Ich kann nicht. Sobald Sie weg sind, soll gegessen werden."

*

Arzt (zum abgehenden Mädchen): „Mit Ihrer Küche war ich aber nicht zufrieden. Ich kann Ihnen kein gutes Zeugnis geben."

Mädchen: „Dann schreiben Sie es wenigstens mit derselben Handschrift, in der Sie Ihre Rezepte schreiben."

*

„Was haben Sie in der Tasche dieses Herrn zu suchen?"

„Ach, Herr Wachmeester, mir fror so an de Finger, und da wollt ick mir bißken wärmen."

*

Alte Dame: „Schutzmann, ich habe meinen Hund verloren. Bitte achten Sie mal auf ihn. Sein Aussehen ist schwer zu beschreiben, aber er heiß Fido, und wenn Sie ihn rufen, kommt er nicht."

*

Lehrerin: „Karla, wenn ich sage ‚ich war hübsch'; dann ist es Vergangenheit. Was ist es nun, wenn ich sage ‚ich bin hübsch'?"

Karla: „Dann ist es nicht wahr."

*

Umschau im Lande

Kattowitz

Eine gefährliche Ecke

An der Ecke Zwirko und Wigurastraße und Nikolaistraße in Kattowitz stieß eine Taxe mit einem Personenwagen der Hohenlohewerke, in dem Oberdirektor Marian Wojciechowski fuhr, zusammen. Der Zusammenprall war so heftig, daß das Privatauto auf den Bürgersteig geschleudert wurde und die Scheibe des Hütlerschen Kolonialwarengeschäfts zertrümmerte. Beide Autos wurden dabei schwer beschädigt. Oberdirektor Wojciechowski und die Chauffeure der beiden Autos gingen aus dem Zusammenstoß ohne eine Verletzung hervor. Lediglich der in der Taxe sitzende Leutnant des Inf.-Regt. 73, Josef Wieleska, erlitt leichtere Verletzungen am Kopfe. Er konnte sich nach Anlegung eines Notverbandes im städtischen Spital nach Hause begeben. Zu dem Unfall ist zu bemerken, daß die Schaufensterscheibe bereits das dritte Mal von Autos eingestoßen wurde. Der Schaden, der durch die Zertrümmerung der Scheibe und die Vernichtung von ausgestellten Waren diesmal verursacht wurde, beträgt zweitausend Zloty. Da an dieser gefährlichen Ecke sich schon mehrere Unfälle ereigneten, die bereits zwei Todesopfer forderten, würde es angebracht sein, dort einen ständigen Polizeiposten einzusetzen.

Rybnik

Rauschgiftschmuggler von Polizeibeamten angeschossen

Ein in Rybnik stationierter Polizeibeamter bemerkte auf den Feldern zwischen Chwallowitz und Boguschowitz den des Rauschgiftschmuggels stark verdächtigten Arbeitslosen Karl Wyphol aus Chwallowitz. Da der Schmuggler auf den Anruf des Beamten „Hände hoch!" blitzschnell mit der rechten Hand in die Innentasche seines Mantels griff, feuerte der Beamte aus seinem Dienstrevolver einen Schuß ab. Wyphol wurde am linken Fuß getroffen und nicht unerheblich verletzt. Er wurde in das Rybniker Knappschaftslazarett eingeliefert. W. hatte zwei Ampullen Kokain und fünf Ampullen Morphium bei sich, die beschlagnahmt wurden.

Siemianowitz

Ausschreitung bei der Beerdigung eines Selbstmörders

Der 23jährige Bäckergeselle M. Jasinski, der sich vor einen Personenzug geworfen und dabei den Tod gefunden hat, wurde in Siemianowitz beerdigt. Als die sozialistischen Vereine, deren Mitglied der Tote war, den Friedhof mit wehenden Fahnen betreten wollten, wurde ihnen dies vom Totengräber verwehrt. Erst, nachdem sie die Fahnen eingerollt hatten, durften sie den Friedhof betreten. Am Grabe rollten sie jedoch die Fahnen wieder auf. Als der Totengräber hierauf die Vereine aufforderte, die Fahnen wieder einzurollen, wurde er von einem Sozialisten mehrmals ins Gesicht geschlagen. Gegen den Täter ist Anzeige erstattet worden.

Nikolai

Hat sie ihre Kinder vergiftet?

Auf dem Nikolaier Friedhof wurden die Leichen zweier Kinder, der 7jährigen Hildegard und des 2jährigen Walter Hüdler, im Beisein des Staatsanwalts, eines Richters und des Kreisarztes ausgegraben. Die beiden Kinder waren vor einigen Monaten plötzlich innerhalb einer Woche gestorben. Ohne irgendeinen Verdacht zu schöpfen, erfolgte damals ihre Beisetzung. Inzwischen erkrankte aber auch der Vater der beiden Kinder, der jedoch vom Arzt gerettet werden konnte. Man stellte fest, daß die Frau ihrem Mann Posphor in das Brot gemengt hatte. Hüdler meldete darauf den Vorfall bei der Polizei, und da seine Frau nun des Giftmordes an ihren Kindern verdächtig war, wurde sie in Haft genommen. Im Verlauf der Untersuchung wurde darauf die Exhumierung der beiden Leichen angeordnet, die darauf im Klosterkrankenhaus seziert wurden. Die weitere genauere Untersuchung wird in Krakau geführt. Angeblich soll Frau Hüdler mit ihrem Jugendfreund ein Liebesverhältnis unterhalten haben.

Bogutschütz

Unter die Räder des Zuges geraten

Der Bahnhof Bogutschütz war der Schauplatz eines entsetzlichen Zugunglücks. Als die Gattin des Betriebsleiters Klein von der Ferrum Sp. Akc. den um 16,45 Uhr aus Richtung Sosnowitz kommenden Zug verlassen wollte, war dieser derart überfüllt, daß es ihr nur mit großer Mühe gelang die Wagentür zu erreichen. Beim Aussteigen wurde sie von den Nachdrängenden gedrückt und stürzte von den Stufen auf das nebenliegende Gleis. Im selben Augenblick fuhr der aus Kattowitz kommende Zug auf diesem Gleis ein, und Frau Klein geriet unter die Räder dieses Zuges. Ihr wurden beide Beine abgefahren. Obwohl sofort die Ueberführung in das Städtische Krankenhaus erfolgte, konnte die Bedauernswerte nicht mehr gerettet werden. Der Blutverlust war so stark, daß Frau K. ½ Stunde nach Einlieferung in das Krankenhaus, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, bei vollem Bewußtsein verschied.

Miedzna

Tödlicher Sturz

Der 75jährige Hofmann aus Miedzna bei Pleß, der sich bei seinem Schwager J. Granowski aufhielt, fiel vom Speicher in ein Loch, das zum Hinaufreichen des Heus diente. Er erlitt so schwere Verletzungen, daß er, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, starb.

Kochlowitz

Wieder zwei Todesopfer der Notschächte

In einem Biedaschacht auf den Feldern bei Kochlowitz ereignete sich ein schweres Einsturzunglück. Der 23jährige Josef Golec aus Schwientochlowitz, der zur Zeit des Einsturzes gerade im Notschacht arbeitete, wurde verschüttet. Obgleich es Kollegen, die in den Nachbarschächten arbeiteten, gelang, Golec innerhalb 15 Minuten wieder auszugraben, blieben die Wiederbelebungsversuche doch ohne Erfolg. Der Tote wurde in die Leichenhalle des Schwientochlowitzer Hüttenlazaretts eingeliefert.

Ein ähnlicher Unglücksfall, dem gleichfalls ein junges Menschenleben zum Opfer fiel, ereignete sich auf dem Gelände der Golaschowskischen Ziegelei in Myslowitz. Vier Personen waren gerade dabei, nach Kohle, die an dieser Stelle nicht sehr tief liegt, zu schürfen, als die Erdmassen zusammenstürzten und die vier verschüttet wurden. Während es zwei Männern gelang, sich selbst ohne nennenswerte Verletzungen herauszuarbeiten, war zum Bergen der beiden anderen — es handelte sich um zwei Schulmädchen im Alter von 13 Jahren — fremde Hilfe nötig. Das eine der Mädchen hatte schwere innere Verletzungen erlitten und konnte nur noch tot geborgen werden, während das zweite Mädchen mit einem Armbruch davonkam und nach Anlegung eines Verbandes selbst nach Haus gehen konnte.

Wenn es auch verständlich ist, daß die Erwerbslosen sich durch das Buddeln in den Notschächten etwas Winterkohle verschaffen oder ein paar Pfennige verdienen wollen, so soll doch, angesichts dieser zwei Unfälle, denen zwei junge Menschenleben zum Opfer fielen, warnend darauf hingewiesen werden, daß gerade jetzt, in der Zeit der Nachtfröste, die Einsturzgefahr in den Notschächten bedeutend größer ist als sonst!

Schoppinitz

Vierzig Tonnen Holzkohle gestohlen

Am Güterbahnhof in Schoppinitz wurden aus dem Magazin des Sosnowitzer Kaufmanns L. Lewkowicz 40 Tonnen Holzkohle im Werte von 4000 Zloty gestohlen. Im Laufe der Untersuchung wurden einige Berufseinbrecher aus Schoppinitz und Umgegend verhaftet. Bei der Revision wurden Mengen der vom Diebstahl herrührenden Holzkohle gefunden.

Birkenthal

Diebe erschießen ein Schwein

Eine merkwürdige Art, Schweine zu stehlen, hatten Diebe, die in den Stall von Josef Janocha in Birkenthal eindrangen. Sie töteten ein 100 Kilogramm schweres Schwein durch Revolverschüsse, schleppten es dann aus dem Stall zu einem Zaun, wo sie es ausnahmen. Dann beluden sie sich mit dem Fleisch und verschwanden in unbekannter Richtung. Eigenartig ist es, daß trotz des Schießens keiner der Hausbewohner auf die Diebe aufmerksam wurde.

Lipine

Arbeitsloser durch Grubengas getötet

In Lipine ereignete sich ein recht ungewöhnlicher Vorfall. Drei junge Leute, der 19jährige Johann Brzoza aus Lipine, der Josef Henkel und der Anton Toman hatten auf den Halden der Mathildegrube Kohle gesammelt und waren eben dabei, diese auf einem Handwagen nach Hause zu schaffen. Am Eisenbahnübergang der Mathildewestgrube stürzte plötzlich Brzoza tot zu Boden. Er wurde sofort in das Hüttenlazarett in Piasniki gebracht, wo Dr. Urtel den Tod infolge Vergiftung durch Grubengas feststellte. Es wurde versucht, durch künstliche Atmung B. wieder ins Leben zurückzurufen, doch waren alle Anstrengungen vergeblich. Der Vorfall hat großes Aufsehen erregt, da die Vergiftung durch die Grubengase, die den Halden der Mathildengrube entweichen, nicht sofort, sondern erst nach längerer Zeit erfolgte.

Schlesiengrube

Zwei schwere Grubenunfälle

Im Kreise Schwientochlowitz ereigneten sich zwei schwere Grubenunfälle. Auf Schlesiengrube verunglückte Oberhäuer Paul Dworaczek. Er wurde von herabstürzenden Kohlenmassen verschüttet. Man brachte ihn schwer verletzt ins Königshütter Knappschaftslazarett. Der Verunglückte, der 45 Jahre alt ist, ist verheiratet und Vater zweier Kinder.

Der zweite Unfall ereignete sich auf Lithandragrube bei Antonienhütte, wo dem 45jährigen Arbeiter Wilhelm Pyszny das linke Bein gebrochen wurde. Er wurde ins Knappschaftslazarett nach Bielschowitz gebracht.

Scharley

Ungewöhnlicher Maggitransport!

Zwei dicht an der Grenze bei Scharley wohnende Frauen waren von Grenzbeamten wiederholt beobachtet worden, als sie Brotteig zum Bäcker trugen. Die öfteren Transporte fielen ihnen jedoch auf, und als sie jetzt den Brotteig einer näheren Untersuchung unterzogen, entdeckten sie eine Flasche, die vier Kilogramm Maggi enthielt.

Chwallowitz

Diebe im Chwallowitzer Arbeitslager

Drei Mitglieder des Freiwilligen Arbeitslagers drangen mit Hilfe von Nachschlüsseln in das Büro des Lagers ein. Sie stahlen zwei Mauserkarabiner, mit denen sie flohen. Ein Mitglied der Kolonne nahm die Verfolgung der Täter auf, mußte sie aber aufgeben, da die Flüchtenden den Verfolger mit der Waffe bedrohten.

Bielitz

Brutalität eines Kutschers

Passanten auf der ul. Cieszyńska in Bielitz, nahe dem Magistrat, mußten Augenzeugen einer fürchterlichen Szene sein. Einem Zugpferd, das vom Kutscher schlecht und mangelhaft eingespannt worden war, wurde beim Hochschnellen der Deichsel ein Auge ausgeschlagen. Eine ältere Dame nahm sich des armen Tieres an und veranlaßte, daß ein Polizeibeamter herbeigeholt wurde. Die Menge nahm gegen den Kutscher eine drohende Haltung ein, stellte überdies fest, daß das Tier kein vorschriftsmäßiges eisernes Gebiß hatte, sondern statt dessen einen gewöhnlichen rostigen Draht, der dem Pferd bereits den einen Maulwinkel aufgerissen hatte. Wegen dieser gemeinen Brutalität verhaftete der Beamte den Kutscher vom Fleck weg. Dieser und der Besitzer des Tieres werden sich wegen schwerer Tierquälerei vor Gericht zu verantworten haben.

Holzfestungen sperren den Urwald

Krieg um den Chaco im Herzen Südamerikas — vermag dies Wort überhaupt das Interesse auch nur einiger Europäer zu erwecken? Und tritt nicht sofort ein anderes hinzu: „Na, ja, Südamerika! Wird es je Zeiten geben, wo dort unten Ruhe herrscht, wo nicht zwei Länder miteinander oder eines mit sich selbst im Streite liegt?" Und doch ist der Krieg zwischen Paraguay und Bolivien viel schwerwiegender und bedeutungsvoller, als man denken mag. Manche Zahl und mancher Bericht wird europäischen Lesern phantastisch klingen, sind doch hier die Verhältnisse so grundverschieden, daß es schwer sein mag, sie getreu und verständlich zu schildern.

Jeder bringt die Waffen mit

Das Kampfgelände, die Frontlinie, ist ein gewaltig ausgedehntes Gebiet, ist undurchdringlicher Urwald, in dem sich hier und da auf freigeschlagenen Plätzen die Festungen befinden. Das sind aber keine Bauten im europäischen Sinne, sondern zwei bis drei Holzhäuser, zumeist aber nur Plätze mit einer einzelnen kleinen Hütte. Ein Weg nach vorn, einer zur Truppe zurück, sind die einzigen Zugänge zu einem solchen Fort. Liegt es offener, so werden Schützengräben aus jenem eisenharten Holz des Quebrachobaumes gebaut, das keine Kugel durchläßt.

Diese Kampflinie reicht 200 Kilometer weit parallel zum Flusse, und dieser, El Rio Paraguay, ist die einzige Schiffahrtsstraße für Truppen, Proviant und Kriegsmaterial. Von den zwei bis drei Hafenplätzen führt ein einzelner Weg tief in den Chaco zur Kampfzone hinein. Und diese Wege sind ein Verhängnis, eine der großen Schwierigkeiten der Kriegsführung. Sie wurden in den ersten Kriegszeiten geschaffen und zum Teil für Lastkraftwagen verstärkt. Man stelle sich vor, daß auf diesen nur mit geringster Geschwindigkeit zu passierenden Wegen aller Proviant und jeder Tropfen Wasser zur Front gebracht werden muß. Es gibt nämlich in den vorderen Linien kein Wasser. Dieser Krieg wird in Gebieten geführt, in denen Menschen für die Dauer nicht leben können. Ungeschützt gegen Sonne, in ewig gleicher Temperatur von 40 bis 50 Grad, ohne Abkühlung auch in den Nächten — so müssen Soldaten kämpfen, und jeden Morgen gibt es nur einen halben Becher Wasser, lauwarm natürlich, und dann bis zum nächsten Morgen nichts mehr. Und dazu kommt nun die Regenzeit! Gewiß gibt es nun Wasser, aber wie vorher zu wenig, so jetzt zu viel. Es ist kein Märchen, wenn ich erzähle, daß Unzählige ertranken, wie vorher Unzählige verdurstet waren. Die Wege sind tief aufgeweicht, unbefahrbar, auf keine Weise kann auch nur ein ganz leichtes Auto durchkommen. Der Verkehr muß mit Ochsenkarren aufrechterhalten werden; Schritt für Schritt werden die leichten Karren mit ihren hohen Rädern durch den Schlamm gezogen.

Soldaten kämpfen ohne Wasser . .

Der Sanitätsdienst in den vorderen Reihen ist denkbar schwer. Operationen und Verbände müssen im Freien gemacht werden, nur unter dem Schutze eines Zeltdaches, mit dem geringsten Material an Instrumenten, Watte und Verbandsstoffen, vor allem ohne ausgebildetes Personal. Es gibt außer Aerzten und Medizinstudenten kein Sanitätspersonal; als Pfleger und Wärter dienen die für den Frontdienst untauglichen Soldaten. Der Arzt muß bis zur Erschöpfung arbeiten, da alles und jedes durch seine Hände geht. Dafür wird ihm von seinem Personal und den Verwundeten eine grenzenlose Liebe und Achtung entgegengebracht. Und wie einer zum anderen steht, wie der Arzt zum Verwundeten, so steht das ganze Volk, ob Soldat oder nicht, zum Staate, und so wird es möglich, einen Krieg aus dem Nichts zu führen.

Zwei bis drei Wochen sind die Transporte mit Schwerverwundeten und Sterbenskranken unterwegs. Erst in den letzten Tagen wurde es durch private Sammlungen ermöglicht, einige Flugzeuge zu Sanitätszwecken brauchbar herzurichten, um wenigstens den Schwerverletzten schnellere Hilfe zu bringen. Die übrigen Transporte brauchen von den Hafenplätzen bis zur Hauptstadt immer noch drei bis vier Tage; aber das ist schon erträglicher, besonders seit ein aus dem Passagierdienst gezogener Dampfer zum Hospitalschiff umgebaut worden ist.

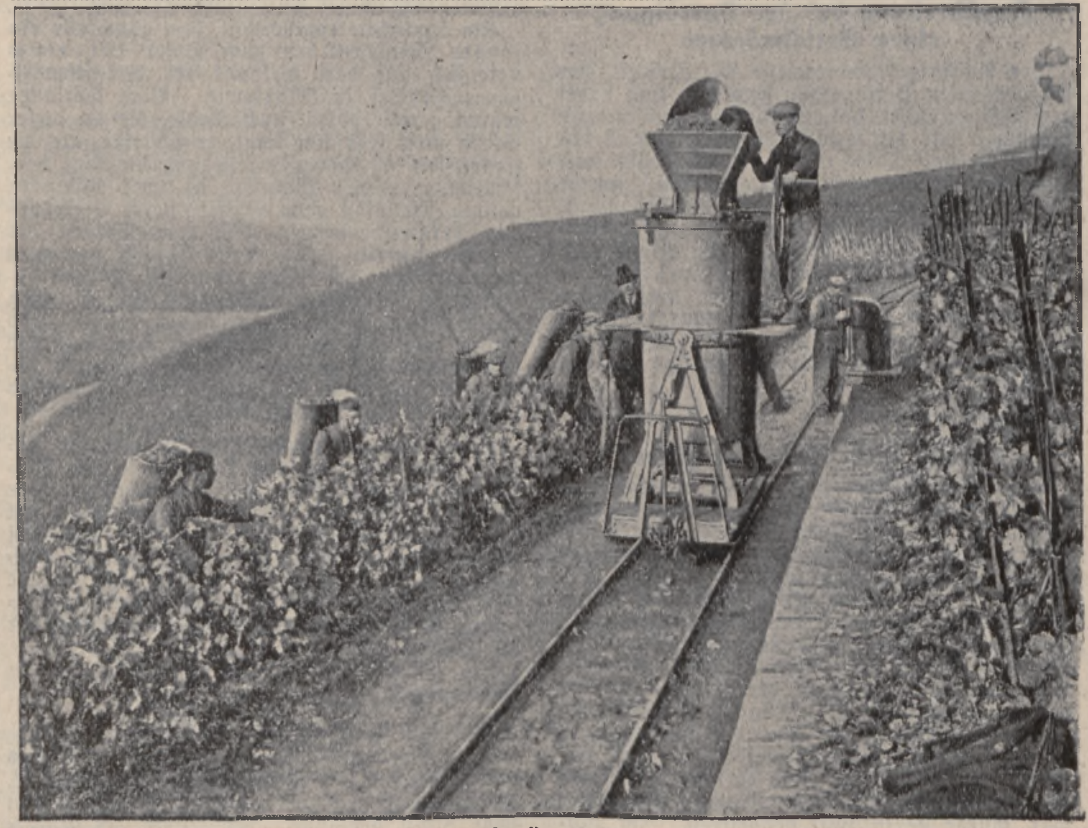
Ganz, ganz jung sind unsere Verwundeten, 17—18jährig, einige etwas älter, aber selten einer über 25. Diese jungen Leute liegen mit verbissenen Schmerzen und wissen genau, daß sie nie wieder gehen können, und doch ertragen sie alles dieses mit dem selbstverständlichen Gefühl, ihre Pflicht für ihr Vaterland getan zu haben. Die Offiziere haben mir oft erzählt, am schwersten sei es gewesen, die Angriffslust der Soldaten bis zum Augenblick des Gefechtes zu zügeln. Wenn der Regierung Waffen und Kriegsmaterial fehlen, so bringt jeder Paraguayer bestimmt seine Pistole und sein Messer von Hause mit, und hat er zwei oder drei, dann gibt er sie seinen Kameraden. So ist Paraguay in der ersten Offensive langsam vorgedrungen, bis es die vom Feind allzu weit in sein eigenes Gebiet vorgeschobenen Festungen zurückerobert hatte und sich nun in gut befestigter Defensive befindet. Weiter vorzudringen ist im Chaco unmöglich; es geht immer um diese eine Linie, und darum ist es ja ein Rätsel, wie dieser Krieg enden soll.

Arme Leute schenken überreichlich

Außen Waffen und Uniformen, die die Regierung stellt, wird der Krieg zum größten Teil aus Privatmitteln ermöglicht. Ich meine hier nicht so sehr die großen Stiftungen und Sammlungen, die in jedem kriegführenden Lande stattfinden, sondern mehr die kleinen freiwilligen Opfer. In den Lazaretten, in denen fast nur freiwillige Pflegerinnen arbeiten, ist eigentlich alles gestiftet. Das große Inventar stammt von einem „Komitee pro Paraguay", das sich in Argentinien aus dort ansässigen Paraguayern gebildet hat. Alle anderen Sachen wurden nach und nach von uns Pflegerinnen mitgebracht. Fehlt dann noch irgendein größeres Stück, dann wird es von einem Geschäftsmann erbettelt oder eine Zeitung veröffentlicht eine kleine Notiz, daß Lazarett Nr. so und so einen Eisschrank oder einen Waschtisch brauche. Es findet sich dann immer jemand, der das Fehlende liefert. Es gibt hier eine hübsche Sitte: jeder Soldat hat seine „madrina de guerra", seine Kriegspatin, die für ihn sorgt. Meist sind es die jungen Mädchen der Gesellschaft, die Liebesgaben ins Feld schicken und auch die Verbindung zwischen der Familie des Paten und ihm selbst aufrechterhalten, da die Eltern zumeist nicht schreiben können.

Einen viel tieferen Eindruck aber als die Geschenke der reichen Familien hat folgendes auf mich gemacht. Morgens gingen wir immer zum Markt, wo die eingeborenen Frauen ihre Waren verkaufen. Diese Leute sind erbarmungswürdig arm, und die paar Pesos, die sie verdienen, reichen kaum zum Nötigsten. Von zwei Wärtern mit Körben begleitet, gehen wir von Stand zu Stand; jeder weiß, daß wir für die Lazarette sammeln, und überall erhalten wir Geschenke, so daß wir stets schwer beladen heimkehren. Ich habe selten Menschen mit einer solchen Freudigkeit geben sehen.

Ein Jahr ist Paraguay jetzt im Kriege, und mit gleicher Kraft wie im Anfang unterstützt das ganze Volk die Regierung. Ich glaube, es verblutete lieber, als daß es von seinem nationalen Stolz ließe und auch nur einen Schritt des Heimatbodens den Nachbarn abträte.



Spätlese

Wenn die ersten Trauben heimgebracht sind, nimmt in den Weingegenden vor Eintritt etwaigen Frostes die Spätlese ihren Anfang. Unsere Neuaufnahme veranschaulicht diese Weinernte an den Hügeln der schönen Mosel.

Was in der Welt geschah

Chicagoer Weltausstellung geschlossen

Die Weltausstellung „Jahrhundert des Fortschritts" in Chicago hat ihre Pforten geschlossen. Die Veranstalter können mit Stolz und Freude auf diese Ausstellung zurückblicken, denn sie war ein voller Erfolg. Ueber 22 Millionen Menschen aus allen Teilen der Welt haben die Ausstellung besucht. Aus nicht weniger als 74 verschiedenen Ländern waren Besucher herbeigeströmt. Das Gros der Besucher stellten natürlich die Vereinigten Staaten. Schätzungsweise hat jeder sechste Amerikaner die Ausstellung besucht.

Da die Kosten der Ausstellung noch vor der Eröffnung gedeckt waren, dürfte der finanzielle Erfolg nicht weit hinter der Rekordzahl an Besuchern zurückgeblieben sein.

*

Geheimnisvolle Flucht aus dem Zuchthaus

Aus dem Bruchsaler Zuchthaus sind zwei Sträflinge ausgebrochen, von denen der eine, der Arbeiter Karl Bindel, zu lebenslänglichem Zuchthaus, der andere, der Tagelöhner Karl Pfeiffer aus Mingolsheim, wegen Rückfalldiebstahls zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.

Die beiden Sträflinge haben mit anderen Gefangenen im Hof des Zuchthauses gearbeitet. In einem unbewachten Augenblick gelang es ihnen, aus einem Schuppen eine Stange zu entwenden, welche sie an die Zuchthausmauer stellten und daran hinaufklettern konnten. Sie zogen die Stange nach und rutschten an der anderen Seite der Mauer ins Freie. Die Flucht der beiden wurde zunächst nicht bemerkt. Als ein Wachtposten auf der Patrouille um das Zuchthaus die Stange bemerkte, wurde sofort Alarm geschlagen. Die gesamte Polizei und Gendarmerie sowie ein Polizeihund aus Karlsruhe wurden zur Verfolgung der flüchtigen Sträflinge eingesetzt, ohne daß man bis jetzt eine Spur der beiden Flüchtlinge gefunden hätte. Es wird angenommen, daß es den beiden Zuchthäuslern gelang, sich andere Kleidung zu beschaffen und dadurch unerkannt zu entkommen.

Der Arbeiter Bindel, der eine der beiden Flüchtlinge, hat am Silvester 1932 seine Geliebte, die in anderen Umständen war, in einen Bach gestoßen, wo sie ertrunken ist. Bindel wurde damals zum Tode verurteilt und später zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

*

Schneesturm im Erzgebirge

Im ganzen Erzgebirge ging bei sturmartigen Winden starker Schneefall nieder. Die Schneehöhe erreichte auf den Kämmen bis zu 20 Zentimeter. Der Autoverkehr geriet infolge der verwehten Straßen teilweise ins Stocken. Auch im inneren Betrieb der Chemnitzer Feuerwehr wurde durch den schweren Sturm erheblicher Schaden angerichtet. 12 Feuermelder wurden infolge Drahtbruchs zerstört. Während die Feuerwehr bei einem Brande in der Vorstadt beschäftigt war, wurde sie auch zur Hilfeleistung nach dem gegenwärtig in Chemnitz gastierenden Zirkus Busch gerufen, da durch die hier wehenden Schneefälle für das Zirkuszelt Einsturzgefahr bestand. Die Feuerwehr räumte den Schnee vom Zelt herunter und beseitigte jede Gefahr.

*

Indischer Fürst im Exil

Unter den über 500 kleinen Fürstentümern Indiens sind zwei, die an die ehemaligen deutschen Fürstentümer Reuß erinnern, nämlich die Fürstentümer Dewas ältere und jüngere Linie. Der Fürst von Dewas ältere Linie, Maharadscha Tukoji Rao, ist vor einiger Zeit wegen Verschwendung und schlechter Verwaltung vom britischen Vizekönig abgesetzt worden. Seine Untertanen hatten sich über die schweren Steuerlasten beklagt, deren Erträgnisse außerdem ihren Weg nie in den Staatsfonds, sondern in die Privatkasse ihres Fürsten fanden. Der Maharadscha floh aus seinem in Zentralindien gelegenen Land verkleidet an die Ostküste nach der französischen Hauptstadt Pondichery, wo die Autorität der britischen Regierung ihn nicht erreichen kann. Jetzt hat ihm der Vizekönig eine Frist gesetzt, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Der entrüstete Fürst aber hat statt einer Antwort Lord Willingdon die Insignien der ihm verliehenen britischen Orden zurückgeschickt.

*

Eine lebende Feuersäule

Die alte Unsitte, auf schlecht brennendes Feuer in den Ofen Petroleum zu gießen, wurde dem jungen Hilfsarbeiter Friedrich Hartl aus Regensburg zum Verhängnis. Die Petroleumkanne explodierte, und im Nu stand der Bedauernswerte in hellen Flammen. Gleich einer lebenden Feuersäule lief er schreiend auf die Straße, wo es einigen beherzten Männern gelang, mittels Kleidungsstücken das Feuer zu ersticken. Jedoch hatte Hartl bereits lebensgefährliche Brandwunden am ganzen Körper erlitten. In bedenklichem Zustande wurde er ins Krankenhaus gebracht.

*

Klägliches Ende zweier Hirsche

Zwei prächtige Zwölfender fanden ein klägliches Ende in der Nähe der Ortschaft Enthalbderach. Offenbar hatte zwischen ihnen ein Kampf bei einem Stacheldraht stattgefunden. Sie verwickelten sich mit ihren Geweihen derart, daß sich der Draht in einer Länge von mindestens 25 Metern um sie wand. Als man die Hirsche auffand, waren sie bereits verendet. Der Draht mußte mit Scheren entfernt werden, um die Tiere voneinander zu lösen.

*

Eine Kindesmörderin bekommt Zwillinge

Zur Zeit steht Genf im Zeichen eines außerordentlichen Justiz- und Gesellschaftsskandals. Eine Kindesmörderin, die schon seit mehr als 15 Monaten inhaftiert ist, hat Zwillinge, zwei Jungens, geboren. Der Vater der Kinder ist der Verteidiger der Mörderin, einer der angesehensten Rechtsanwälte von Genf. Er hatte die Erlaubnis, seine Klientin allein in der Zelle sprechen zu können, zu Annäherungen benutzt, die jetzt die angedeuteten Folgen zeitigten.

Der Genfer Advokat war schon vor einigen Monaten durch sein außerordentliches Interesse für den Fall der Kindesmörderin dem Gefängnispersonal aufgefallen. Als eine Verhandlung für die Mörderin angesetzt wurde, stellten die Richter fest, daß der Advokat mit einem sonst selten bei ihm beobachteten Feuer für seine Klientin plädierte. Während des Prozesses, der übrigens mit einer Vertagung endete und noch nicht wieder aufgenommen wurde, zeigte die Angeklagte plötzlich sehr deutliche Zeichen der Schwangerschaft.

Die Gerichtsbehörden ordneten sofort eine genaue Untersuchung an und maßregelten den Advokaten unverzüglich. Sowohl er als auch die Kindesmörderin verweigern jede Auskunft. Die Kindesmörderin wurde nach Rolle in das Frauengefängnis überführt, wo sie jetzt von den Zwillingen genas. Nach den bisherigen Feststellungen kommt als Vater niemand anders als der Rechtsanwalt in Frage.

Der Advokat wurde inzwischen aus der Anwaltschaft ausgestoßen. Seine Gattin, die sehr reich ist und seine Karriere finanzierte, ließ sich von ihm scheiden. Dem Rechtsanwalt selbst wurde der Boden zu heiß, so daß er die Schweiz verließ und jetzt versucht, von Frankreich aus mit seiner Geliebten, der Kindesmörderin, in Beziehungen zu treten.

*

Bauernrevolte am Dnjestr

Aus Riga wird gemeldet, daß nach dort eingetroffenen Nachrichten aus der Dnjestr-Gegend in verschiedenen Bauerndörfern eine Revolte ausgebrochen sei. Die Bauern protestierten gegen die Beschlagnahme ihrer Getreideernten und hätten sogar einige Kraftwagen, die mit Getreide beladen waren, angegriffen. Sonderabteilungen der GPU seien eingesetzt worden. Die örtlichen Behörden hätten Anweisungen ausgegeben, nach denen im Falle der Nichteinhaltung der gegebenen Befehle die Bauern erschossen werden sollen.

*

Charlie Chaplin entführt

Aus Amerika — noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten — kommt eine Meldung, die im ersten Augenblick so unwahrscheinlich klingt, daß man in ihre Richtigkeit Zweifel setzen könnte. Danach soll es Gangstern gelungen sein, Charlie Chaplin im August d. Js. in aller Heimlichkeit zu entführen und von ihm eine hohe Lösesumme zu erpressen.

Aus New York wird nämlich gedrahtet, die Polizei habe beim Verhör eines verhafteten Gangsters in Erfahrung gebracht, daß Charlie Chaplin im August dieses Jahres von einer Bande von Gangstern entführt worden war. Erst nach Zahlung eines Lösegeldes in Höhe von 20 000 Dollar habe man Charlie Chaplin wieder freigelassen.



Im roten Rock durch den See

Das längste und populärste Rennen des Hindernissports, das Parforcejagdrennen über 7500 m, gelangte wieder in Karlshorst zum Austrag.

Vergessen Sie nicht, den guten

UNAMEL-Kunsthonig u. Speisesirup

einzukaufen.

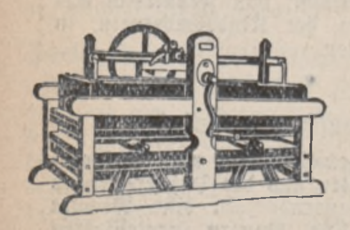
Zakł. Przem. Unamel, Unisław.

Bienen-Honig

diesjähriger, garantiert echt rein, nähr- und heilkräftig, von eigener Imkerei und bester Qualität, sendet gegen Nachnahme: 3 kg 8.20 zł, 5 kg 12.30 zł, 10 kg 24.— zł per Bahn, 30 kg 69.— zł, 60 kg 134.— zł einschließlich Blechdosen und Fracht, franco jeder Post und Bahnstation.

„Pasieka" Trembowla Nr. 8-5, Małopolska

Ihr sicherer Verdienst!



Mangelfabrik und landwirtschaftl. Maschinen

Inż. BARTECKI, ŻORY.

Modellierbogen

zum Ausschneiden und Aufstellen

- **Weihnachtskrippen**
- **Flugzeuge**
- **Luftschiffe**
- **Schiffe**
- **Ueberseedampfer**
- **Festungen**
- **Schlösser** usw.

eine liebe Beschäftigung für Kinder

Kattowitzer Buchdruckerei- u. Verlags-Sp. Akc., 3. Maja 12

Aus unserem

Weihnachts-Propaganda-Verkauf

Moderne Romane in Ganzleinen

Titel	statt	jetzt
F. Thieß, Frauenraub,	statt zł 13.20	zł 4.50
Roth, Radetzkymarsch,	statt zł 15.—	zł 7.50
Horváth, Ewige Spießer,	statt zł 9.90	zł 3.75
Tergit, Käsebier erobert den Kurfürstendamm	statt zł 14.30	zł 2.90
W. Harich, Primaner		zł 2.90
Th. Dreiser, Das Genie, 2 Bände	statt zł 33.—	zł 9.50
S. Butler, Weg allen Fleisches, 2 Bände	statt zł 26.40	zł 8.20
Hichens, Garten Allahs,	statt zł 26.40	zł 4.50
Nemirowsky, Der Ball,	statt zł 8.80	zł 4.10
Ossendowski, Schattenbilder aus dem neuen Rußland,	statt zł 13.20	zł 4.10
Oppenheimer, Sarajewo,	statt zł 13.20	zł 4.10
Morand, Newyork,	statt zł 12.—	zł 4.10
Colerus, Pythagoras,	statt zł 16.50	zł 2.90
Frank, Die Fürstin,	statt zł 12.—	zł 4.10
Kesten, Glückliche Menschen,	statt zł 14.30	zł 4.50
Tschechow, Schwarze Mönch,	statt zł 9.90	zł 2.90
U. Sinclair, Alkohol,	statt zł 10.60	zł 4.80
U. Sinclair, So macht man Dollars,	statt zł 10.60	zł 4.80
Ehrenburg, Moskau glaubt nicht an Tränen,	statt zł 10.60	zł 4.80
Dos Passos, Drei Soldaten		zł 4.50
Sejfullina, Wirinea		zł 4.50
Gorki, Drei Menschen		zł 4.50

und viele andere Titel. — Alles verlagsneu. — Besuchen Sie unsere Ausstellung.

KATTOWITZER BUCHDRUCKEREI U. VERLAGS-S. A.

Katowice, ulica 3-go Maja Nr. 12. Telefon 7, 8, 10.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

Jugendgarten 1934

das beliebte Jahrbuch für die evangelische Jugend in Polen. Herausgegeben von **Ilse Rhode** und **Richard Kammel.** 64 Seiten stark mit farbigem Umschlag, einer Kunstbeilage u. vielen Geschichten, Aufsätzen, Spielen, Rätseln, Gedichten und Bildern.

Nur 50 Groschen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch den **Lutherverlag Posen, Poznań, ulica Fr. Ratajczaka 20.**

Inserieren Sie im „Landboten"

Kleine Anzeigen

Die beste Bezugsquelle für Drahtgeflechte Stacheldraht Siebdraht usw Liste gratis.
Drahtflechtfabrik **Alexander Maennel** Nowy Tomyśl W. 22.

Honig

Medizinal, pa. **Gebirgs-Schleuder-Honig,** aromatisch, beste Qualität, garantiert naturecht, von eigenem in Karpathen gelegenen Bienenstand, 800 m Seehöhe, verkauft franko und brutto 3 kg 13 Zł, 5 kg 21 Zł, 9 kg 38 Zł, per Nachnahme.
P. Johann Tymczuk gr. kath. Pfarrer und Dechant in **Beniowa,** l. p. Sianki (Kleinpol.)

Berliner Grundstück gegen Kattowitzer **zu tauschen** gesucht. Angeb. unter **„Industrieller"** an Biuro ogłoszeń Stattera, Kraków.

Pickel-Mitesser und alle Hautunreinheiten beseitigt sicher u. schnell **Schönheitswasser „APHRODITE"** in besonders hartnäckig. Fällen benutze man Fruchts **„SANTODERMA"** Creme und Tinktur zus. Mk. 2.25
Alleinerhältlich bei A. Mitteks Nachf., Beuthen OS., Gleiwitzerstraße 6

Buntglas-Papier

Ersatz für echte Buntverglasung, neuzeitliche Muster.
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc. 3-go Maja 12.

Krank sein ist schlimm, darum zögern Sie nicht, bei chronischen Leiden, besonders **Tuberkulose, Krebs, Geschlechts-Krankheiten, Magen, Darm, Leber, Gicht, Rheuma, Ischias, Nervenleiden,** rechtzeitig meine giftfreien **Natur-Kuren** zu versuchen. Viele Dankschreiben. **Augen- u. Harn-Diagnose.**
J. Sedlaczek, Katowice Piastowska 3

Ausschneiden!

In dem walor., idyll. **Bad Carlsruhe O.-S.** biet. sich **Dauerpens.** (evtl. auch vorübergeh.) monatl. 75,— Mk., mit Heizg. 80,— Mk., inkl. Wohn., Licht, 5 reichl. Mahlz., Badegel., gr. Garten. Wäsche w. auf Wunsch übernommen!
Elisabeth Fritze Kirchstraße.

„Europa-Empfänger"

Loftin-White, 120—220 Volt, Wechselstrom, zu verkaufen.
Valentyn Lysko Katowice II Markiefki 13, Wohn. 11

Zinshaus in Berlin (Osten) **tausche** geg. Zinshaus in Polen bezw. polnisch-Oberschlesien. Off.: Kurtz, Kraków, Brzozowa 15.

Bäby-Bazar

selten billig, besonderer Umstände wegen **zu verkauf.** Sehr gute Lage **Beuthens,** Ring-Eckhaus. Erforderl. ca. 600 Mk., Ladenmiete billig!
Tuchhaus Schoedon, Beuthen, Tarnowitzerstraße 1. Telefon 2541

Guterh. Univers. Werkzeug-Schleifmaschine

zu kaufen gesucht. Offert. **„Par", Poznań,** Aleje Marcinkowskiego 11, unter **57287.**

Radioapparat

4 Röhren, Schirmgitter, 2 Kreisempfänger, mit dynamisch. Lautsprecher, billig zu verkaufen. Katowice II ul. Krakowska 117 Wohnung 4.

Kaufe **Jagdgewehr** evtl. Drilling, sow. Scheibenstutzen, gebraucht. Ang. **Miarczyński, Katowice** Drzymały 9.

Radioapparat

4 Röhren, billig zu verkaufen. Katowice, Batorego 3 parterre links.

Schlafzimmer

aus Drapee, neu, mod., sehr billig abzugeben. Katowice, Wodna 12 Tischlerei

Gelegenheits-Kauf! Echte **Rasse-Kaninchen,** sow. ein **Parlaphon,** ist billig zu verk. Bielszowice, Główna 126, Wohn. 9.

Reisende

welche **alte Hüte** zum Reinigen sammeln, verdienen 15—20 Zł tägl. Meldungen **Katowice** 3-go Maja 19, Wohn. 19

Platzvertreter

für **Oberschlesien,** mit Kaution, in Weinhandlungen u. Restaurants eingeführt, gesucht. Angebote erb. unt. **S. W.** poste restante. Biała.

Tisch-Tennis

von zł 2.75 an

Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Spółka Akcyjna

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den .... 193 ......

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....